
CHHANDLUNG
UPPITSCH WWE
WIEN

Friedrich Halm's

(Eligius Freiherrn von Münch-Bellinghausen)

Werke.

Zwölfter Band.

Erzählungen.

Zweiter Band.

Nachlaß.

Herausgegeben von Faust Pachler und Emil Kuh.

Wien.

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.

1872.

Erzählungen

von

Friedrich Halm
(Eligius Freiherrn von Münch-Bellinghausen).

Zweiter Band.

Nachlaß.

Herausgegeben von Faust Pachler und Emil Kuh.

Die Marquise von Quercy.
Das Auge Gottes.
Zwei Aufsätze über Brevio's Novellen.

Wien.

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.

1872.

Vorwort der Herausgeber.

Die zwei Erzählungen, welche dieser Band des Nachlasses bringt, machen einige Vorbemerkungen nöthig.

Von der ersten, der „Marquise von Quercy", fanden wir nur das mitgetheilte Bruchstück vor, aber dazu bisher keine andere Notiz, als daß sie am 3. März 1867 begonnen und nach längerer Unterbrechung im Jänner 1871 wieder aufgenommen worden; zwischen Anfang und Fortsetzung schob sich die Zeit von des Dichters Beschäftigung als General-Intendant beider Hoftheater, an der Vollendung hinderte ihn der Tod. Leider ist Halm in den einleitenden Theilen der

genannten Erzählung nicht bis zu dem Punkte gelangt, wo ein Ausblick in die Entwickelung der Fabel und der Hauptcharaktere möglich wäre. Nicht einmal zu Vermuthungen: wie es weiter gehen sollte oder könnte, bietet das Bruchstück eine Handhabe. Der Dichter soll zu einem Freunde das Vorhandene als etwa die Hälfte des Ganzen bezeichnet und ein furchtbar blutiges Ende in Aussicht gestellt haben — aber um einen solchen Schluß vorzubereiten und glaublich zu machen, hätte er offenbar mit einer so kleinen Hälfte nicht ausgereicht. Wie dem auch sei, das Bruchstück wird gleichwohl anregend wirken, weil die Scenerie der Handlung, vollständig entworfen, den Reiz eines geschichtlichen Genrebildes ausübt.

Woher das Anecdotische des Stoffes rühre, dürfte fast unmöglich sein zu bestimmen. Halm's treffliches Gedächtniß bedurfte selten der schriftlichen Angabe einer Quelle und nur durch zufällige Umstände hat sich hie und da eine solche erhalten. Wir trafen auf keine Hinweisung; weder

auf ein Buch noch auf ein Werk der bildenden Kunst, noch wissen wir von einer mündlichen Erzählung, woraus er die Motive, eine oder die andere Situation, diesen oder jenen Charakter für die „Marquise von Quercy“ entlehnt haben könnte. Bei der reichen Belesenheit des Dichters in Memoiren und Briefwechseln und seinem zähen Festhalten eines selbst vor langen Jahren entdeckten interessanten Motivs läßt sich nicht leicht erforschen und mit Sicherheit begründen, durch was oder durch wen seine Phantasie zur Wahl und Gestaltung dieses Stoffes gereizt wurde. Vielleicht sind die Schriften der Brüder Edmond und Jules de Goncourt nicht ohne Einfluß darauf gewesen.

Das zweite Bruchstück haben wir einem Jugendwerke Halm's entnommen, das nicht nur die novellistisch beste, sondern die charakteristischeste und selbstständigste all seiner vor der „Griseldis“ entstandenen Arbeiten ist. Einerseits um diesen Band nicht übermäßig anzuschwellen, haupt-

sächlich aber um den poetischen Eindruck der eigentlichen Erzählung nicht durch eine langsame, in ablenkenden Einzelheiten sich gefallende Exposition zu schwächen, demnach zum Vortheile, wie wir glauben, des Lesers wie des Dichters, lösten wir die Schlußhälfte von der Anfangshälfte los; die zum Verständniß wesentlichen Züge jedoch schicken wir in kurzer Fassung dem Texte voraus. Es scheint sogar schon die im Vorworte zum 9. Bande der Werke von uns erwähnte äußere Trennung beider Hälften den Wink zu einem solchen Verfahren zu geben; die erste nämlich befindet sich in fremder Reinschrift dem 6. Bande der „poetischen Versuche“ einverleibt und ist ausdrücklich als „Bruchstück einer Erzählung“ bezeichnet; die zweite bildet ein besonderes Heft und ist von des Autors eigener Hand ins Reine geschrieben. Es mag auch sein, daß diese zweite Abtheilung um ein oder zwei Jahre später als die erste, also nach 1828, gedichtet wurde. Manche Gründe sprechen für die Annahme, daß der Dichter

sein Jugendwerk überarbeiten wollte, das jedoch gerade in dieser Gestalt wichtig für die Geschichte der inneren Entwicklung seines Innern ist.

Welche Sage oder Legende sich Halm zur Grundlage dieser Erzählung nahm, haben wir noch nicht entdeckt. Die Orts- und Personennamen sind offenbar meistens ersonnen; jene finden sich nicht auf der Karte; diese sind in der Handschrift beständig so geschrieben, wie wir sie geben: Mehrenberg und nicht Mahren- oder Mährenberg; Emmen- und nicht Emmerberg.

Wenn irgend der Spruch: „Der Knabe ist Vater zu dem Manne“, wahr und auch auf den Schriftsteller angewendet werden darf, so ist es hier der Fall. Schon im „Auge Gottes“ zeigt sich die Lust und die Fähigkeit, ein einfaches aber starkes Motiv zu den mannigfaltigsten und erschütterndsten Wirkungen zu bringen; schon hier zeigen sich die Anfänge der Kunst, durch stramme Concentration den Stoff und das Publicum zu beherrschen; schon hier die Kraft, mit wenigen

Strichen die nöthige Localfärbung zu geben und den Ton der Zeit zu treffen; schon hier die Reife, womit wenige Jahre später der Dichter in der „Griseldis“ das Publicum und die Kritik überraschte. Man kann sich des tiefsten Bedauerns nicht erwehren, daß Halm zwischen dem „Auge Gottes“ und der „Marcipan-Lise“, also durch fast über fünfundzwanzig Jahre, nur eine einzige kleine Erzählung, die von Enk verworfene „Sylvesternacht“ geschrieben hat; daß er nicht endlich um das Jahr 1860 den Roman in Angriff nahm, wozu ihm Pachler's im Jahre 1855 in Seidl's Taschenbuche „Aurora“ erschienene, historische Novelle: „Ein spanischer Grande“ Anregung gegeben hatte, oder irgend eine der vielen Novellen, deren Stoffe er sich mit Schlagwörtern oder Titeln aufgezeichnet, darunter manche aus längst aufgegebenen Dramenanfängen zu neuem Leben bestimmt. Allein theils die Vorliebe für das Drama, theils der bereits auf diesem Felde gewonnene Ruhm, und am meisten, wie er selber gestand,

seine Ungeduld, seine Abneigung gegen kleinlich ausführende Arbeit ließen ihn nicht dazu kommen.

Die kleine Abhandlung über „Brevio's Novellen von der Erbärmlichkeit des menschlichen Lebens", welche diesen Band und zugleich den Nachlaß des Dichters abschließt, wird neben dem Interesse, das sie selbst in Anspruch nimmt, die Weltanschauung Friedrich Halm's beleuchten und so das Urtheil über ihn ergänzen helfen. Die erste Nummer der Abhandlung war schon im Jahrb. für roman. und engl. Lit. VI. gedruckt, die zweite, welche im Februar 1870 entstand, wird hier zum ersten Male veröffentlicht.

Wien im October 1872.

Faust Pachler. Emil Kuh.

Inhalt

der beiden Bände „Erzählungen".

I.

Seite

Die Marzipan-Lise 1
Die Freundinnen 73
Das Haus an der Veronabrücke 123

II.

Seite

Die Marquise von Quercy 1
Das „Auge Gottes" 95
Zwei Aufsätze über Brevio's Novellen von der Erbärmlichkeit des menschlichen Lebens . . 241

Die Marquise von Quercy.

Bruchstück.

1867—1869.

Unter den Damen, die am Hofe Ludwig XV. durch Schönheit und Geburt, wie nicht minder durch die rücksichtslose Ungebundenheit ihrer Lebensweise sich bemerkbar machten, ragte die Marquise von Quercy als eine der glänzendsten Erscheinungen hervor. Früh verwaist und Erbin der ausgebreiteten Besitzungen eines uralten Adelsgeschlechtes, das mit ihrem Vater erloschen war, hatte schon in ihrem fünfzehnten Jahre die selbstsüchtige Habgier ihres Oheims und Vormundes sie seinem zweitgebornen Sohne, dem Marquis von Quercy vermählt. Dieser letztere, durch ein wüstes Leben im Mark der Seele verdorben und durch Ausschweifungen aller Art gegen jede edlere Empfindung abgestumpft, betrachtete die Verbindung mit seiner liebenswürdigen Cousine nur als ein sehr zweckmäßiges und erwünschtes Mittel, seinen zerrütteten Vermögensumständen wieder aufzuhelfen. Er spöttelte über die kindliche Unbefangenheit und Schüchternheit seiner Gemahlin, die nach der Sitte der Zeit in einem Kloster ihre Erziehung empfangen hatte und beeilte sich, sie in die Welt,

das heißt, in den Kreis galanter Damen und gewissenloser Wüstlinge einzuführen, in dem er selbst sich bewegte. Damit glaubte er allen seinen Pflichten als Ehemann im Uebermaße genügt zu haben, und damit überließ er die junge Frau ihrem Schicksale, um sich für den Zwang, den er während der Dauer der Flitterwochen sich angethan, mit verdoppeltem Eifer am Spieltische und in den Coulissen der großen Oper schadlos zu halten. Die Marquise, der in ihrer Unerfahrenheit die rücksichtsvoll verbindliche Haltung, die ihr Gemahl anfangs gegen sie annahm, und die Aufmerksamkeiten, die er ihr erwies, für Beweise seiner Neigung gegolten hatten, und die auf dem besten Wege gewesen war, sich ihm mit ganzer Seele hinzugeben, fühlte sich durch die unverdiente Vernachlässigung, die sie nur zu bald erfahren mußte, um so schmerzlicher enttäuscht, als sie rath- und hilflos in Lebenskreisen sich zu bewegen hatte, deren Anschauungen ihr, dem Klosterzöglinge, fremd, ja geradezu unverständlich waren. Die Gesellschaft, die sie umgab, betrachtete zu ihrem unaussprechlichen Erstaunen ihr Schicksal als ein ganz gewöhnliches, ja fast als ein unvermeidliches; ihre gerechten Klagen erwiderte man mit dem cynischen Rathe, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ja man ging so weit, ihre fruchtlosen Versuche, das Herz ihres Gatten wieder zu gewinnen, als Zudringlichkeit zu verdammen, und es ganz begreiflich zu finden, daß ein Lebe-

mann, wie der Marquis von Quercy, von einer so unweltläufigen und beschränkten Frau sich sobald als möglich zurückziehe. Diese Behandlung verwandelte allmählig die stille Trauer der Marquise in verzweifelnde, weltverachtende Bitterkeit; je inniger sie sich ihres guten Rechtes und ihrer völligen Schuldlosigkeit an dem herzlosen Betragen ihres Gemahles bewußt war, um so mehr empörte sich ihr Stolz dagegen, als ein ungeberdiges Kind verlacht, als eine verlassene Ariadne verspottet zu werden, und so beschloß sie, sich aufzuraffen und der Welt zu zeigen, was ihr Gatte in ihr aufgegeben habe. Ihr lebhafter Geist und ihr natürlicher Verstand, unterstützt von seltener Willenskraft, lehrte sie bald, die ihr angeborne Schüchternheit wie den Widerwillen überwinden, welchen ihr die inhaltlose Seichtigkeit des Verkehres in dem Gesellschaftskreise einflößte, dem sie angehörte. Die Sicherheit und die Würde ihres Auftretens erwarb ihr die Achtung der Verständigen; ihre täglich in üppigerer Blüthe sich entfaltende Schönheit erregte allmählig die Mißgunst der Damenwelt und diese die Aufmerksamkeit der Cavaliere, die, von dem Reize ihrer jugendlichen Erscheinung angezogen, sich bald von der Beweglichkeit ihres Geistes, von der Eigenthümlichkeit ihrer Auffassung der Personen und der Dinge, von der Fülle des Witzes, der ihr Gespräch belebte, unwiderstehlich gefesselt fühlten. Die erst Verlachte, später Uebersehene, all=

mählig Geduldete, sah ihr Ansehen, ihren Einfluß, die Schaar ihrer Anhänger, ihre Bewunderer mit jedem Tage zunehmen, und im Laufe weniger Jahre glänzte sie als Stern erster Größe, herrschte sie als Königin des Tages, und die Jugend Frankreichs lag ihr huldigend zu Füßen. Die Bewunderung, ja die Anbetung, die sie umgaben, befriedigten allerdings das Selbstgefühl der Marquise, allein sie vermochten nicht die Erbitterung ihrer Seele in Ergebung zu verwandeln, und noch weniger waren sie fähig, ihrem Gemüthe das Glück zu gewähren, nach dem es so sehnlich verlangte. Ihr Herz war ein liebebedürftiges, und sie war zu scharfsichtig, um nicht zu erkennen, daß nicht Liebe, sondern nur rohe Sinnlichkeit oder eitle Prahlsucht ihre Anbeter um sie versammle, daß jeder nur um das schöne Weib, keiner um ihr Selbst sich bewerbe. Allein der Weihrauchqualm, der sie immer dichter umwirbelte, verdunkelte allmählig ihren klaren Blick; die Schriften Voltaire's und Rousseau's, die Bestrebungen der Encyklopädisten blieben nicht ohne Einfluß auf ihren lebhaften, leichterregbaren Geist, und da die Philosophie jener Zeit sie so vieles, was ihr bisher heilig gegolten, als Wahn und Vorurtheil erkennen ließ, so wußte sie zuletzt, wie von einem Zauberkreise umfangen, zwischen Wahn und Wahrheit nicht mehr zu unterscheiden. Der frühzeitige Tod ihres Gemahls, der in einem Duell um eine Tänzerin seinem Geg-

ner erlag, das berauschende Gefühl wieder gewonnener Freiheit, der unwiderstehliche Drang der jugendlichen Seele nach Leben und Lebensgenuß, das Locken der Versuchung, das Beispiel ihrer Umgebung, Alles vereinigte sich, sie vorwärts dem Sturze zuzutreiben, und so bemächtigte sich denn auch ihrer der Taumel ihrer Zeit. Sie lebte und genoß, aber sie fühlte sich nicht glücklich; wie rasch die Strömung sie fortriß, es war etwas in ihr, das sie nicht sinken ließ; sie besann sich wieder, sie erkannte ihre Lage, ihre Fehler, allein nur um wie bisher die Welt, nun auch sich selbst zu verachten, und an sich selbst verzweifelnd sich von neuem kopfüber in den Strudel schwelgerischen Genusses zu stürzen. Gleichwohl bewahrte sie die besten Gaben ihres Wesens, Geist und Geschmack, auch in ihren Verirrungen, und so kam es, daß sie, so wenig sie ihres guten Rufes achtete, doch unbestritten bei Hofe wie in den Salons den Ruf behauptete: so reizend eine Intrigue anzuknüpfen, und so geschmackvoll zu lösen, aus der schwierigsten Lage so geistreich sich zurückzuziehen, so bezaubernd flatterhaft, so hinreißend frivol, so entzückend ruchlos sich zu benehmen, jedes neue Abenteuer so überraschend neu durchzuführen, vermöge keine Frau auf Erden, als die Marquise von Quercy.

So war der Spätherbst des Jahres 1769 herangekommen, als sich plötzlich über Nacht das Gerücht in Versailles verbreitete, Frau von Quercy

habe den Hof verlassen und sich in die Einsamkeit ihres Schlosses Miremont zurückgezogen. Das Aufsehen, das dieses Ereigniß hervorrief, war ein allgemeines; erst bezweifelte man die Richtigkeit der Nachricht, und der erwiesenen Thatsache gegenüber fragte alle Welt nach den Gründen eines bei der hereinbrechenden rauhen Jahreszeit doppelt unerwarteten Schrittes, und da Niemand sie anzugeben wußte, erging man sich alsbald in den widersprechendsten Voraussetzungen und Vermuthungen. Einige Damen, welche Quesnay, den Leibarzt des Königs, ab und zu in dem Hôtel der Marquise aus- und eingehen gesehen, benützten diesen Umstand als willkommenen Anlaß, das Gerücht zu verbreiten, die Marquise sei in Folge des übermäßigen Gebrauches weißer Schminke am Aussatze erkrankt, der ihr reizendes Gesichtchen in eine scheußliche Larve verwandelt und sie genöthigt habe, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Andere behaupteten, Frau von Quercy habe es nicht verschmerzen können, daß der Herzog von Richelieu sein Verhältniß mit ihr so frühe gelöst habe, und da alle ihre Versuche, den Flatterhaften wieder in ihre Netze zu verstricken, fruchtlos geblieben, flüchte sie nun mit ihrem Liebeskummer in die Stille des Landlebens; wieder Andere wollten wissen, sie hätte es darauf angelegt, die Stelle der Frau von Pompadour einzunehmen, und darum sei sie, seit die Gräfin du Barry bei Hofe eingeführt worden, in Ungnade ge-

fallen, und habe nun insgeheim Befehl erhalten, sich auf ihre Güter zurückzuziehen. Wenn hier die Officiere der Gardes du corps Wetten darauf eingingen, die Marquise habe irgend einen zierlichen Abbé entführt, der ihr nun auf Schloß Miremont die Bibel auslege, sprachen dort einige ältere Damen die fromme Hoffnung aus, sie bekehre sich, erwecke Reue und Leid, und bereite sich in der Einsamkeit zum Eintritte in ein Kloster vor. So kreuzten sich die Meinungen, nur in dem Einen übereinstimmend, das Verschwinden der Marquise sei räthselhaft, geheimnißvoll, unerklärlich. Allein allmählig legten sich die hochgehenden Wellen der Bewegung; die vertrautesten Freunde der Marquise beruhigten sich mit dem Vorsatze, den Flüchtling beim Eintritte der besseren Jahreszeit auf Miremont zu besuchen, die Uebrigen trösteten sich mit der Hoffnung, die Zeit werde ihnen unfehlbar zu diesem, wie zu anderen Geheimnissen den Schlüssel ausliefern, und in acht Tagen war die Marquise von Quercy bis auf den Klang ihres Namens vergessen.

Frau von Quercy würde, auch wenn sie tagelang darüber nachgedacht hätte, wohl schwerlich errathen haben, wer sich ihrer, freilich mehr um seiner selbst als ihretwillen, zuerst wieder erinnern würde. Es war dies Charles Didier, ein Maler, der, aus der Schule Watteau's und Lancret's hervorgegangen, sich wie seine Meister von früher Jugend an bis in

bereits ziemlich vorgerücktem Alter nicht sowohl künstlerische Vervollkommnung, als sicheren Gelderwerb zum Ziele gesteckt hatte, und dessen Kunstleistungen daher sich mehr dem Handwerke als der Kunst zuneigten. Seinem Berufe nach Porträtmaler, hatte er sich gegen gute Bezahlung auch herbeigelassen, Thüren, Wand- und Fenstergetäfel, Wind-, Ofen- und Lichtschirme, dem Modegeschmacke seiner Zeit huldigend, mit Schäferstücken oder mythologischen Gruppen mehr oder minder erotischer Natur zu verzieren. Er war auf beiden Wegen mit den Herren und Damen des Hofes vielfach in Berührung gegekommen, nach und nach ihres Vertrauens gewürdigt und dadurch häufig in die Lage versetzt worden, sich seinen Kunden auch noch auf andere Weise als mit seinem Pinsel gefällig zu erweisen, indem er ihre Billetsdoux bestellte, Rendezvous in seinem Atelier vermittelte, oder sich auf irgend eine andere Art als Gelegenheitsmacher benützen ließ. Auf diese Weise in den Besitz vieler mitunter nicht unwichtiger Geheimnisse gelangt, hatte er sich den Anspruch erworben, für seine Verschwiegenheit auf die guten Dienste derer zählen zu dürfen, die früher der seinen bedurft hatten, und er hatte auch diesen Anspruch häufig und immer mit dem besten Erfolge geltend gemacht. Er gedachte nun auf ähnliche Gründe hin auch gegen Frau von Quercy in ähnlicher Weise zu verfahren, und fühlte sich durch die Gerüchte, die

über diese seine hohe Gönnerin im Umlauf waren, in seinem Vorhaben durchaus nicht beirrt, da vielfältige Erfahrung ihn hinlänglich belehrt hatte, wie viel auf dergleichen Gerede zu halten sei. Zudem waren die Vortheile, die ihm die Gewährung seines Anliegens verhieß, zu überwiegend, um die Kosten, welche ihm das Mißlingen seines Unternehmens verursachen konnte, dagegen auch nur in Anschlag zu bringen, und so vertraute er eines Tages in der letzten Hälfte des März seinen Leichnam der wöchentlich zwischen Paris und Grenoble verkehrenden Postkutsche, die ihn nach zwei Tagen müde gerüttelt und lendenlahm vor der stattlichen Avenue absetzte, die nach dem Schlosse Miremont führte.

Meister Didier wandelte, sein Reisepäckchen unter dem Arme, die herrliche vierreihige aber jetzt noch ganz entlaubte Kastanienallee entlang auf das Schloß zu, und überlegte, wie er sein Anliegen der Frau Marquise wohl am besten vortrage. Es war ein regnerischer, unfreundlicher Tag; der Wind blies scharf und schneidend von den Gebirgen der Dauphinee herüber, und als er dem Schlosse, das still und ernst ihm entgegensah, immer näher kam, war ihm, als wäre kein Glück bei dem Unternehmen, das er vorhabe, als sollte er umkehren und es fahren lassen. Gleichwohl faßte er sich ein Herz und trat in's Schloß, wo ihn auch der freundliche Empfang von Seite der Diener, mit denen er wohlbekannt

und dickbefreundet war, wie des Haushofmeisters, dem er ungesäumt sich vorstellte, bald wieder beruhigte und ermuthigte. Als er jedoch sowohl auf seine ausholenden Aeußerungen, als späterhin auf seine bestimmten Fragen nach den Gründen der Entfernung der Frau Marquise vom Hofe und ihres Aufenthalts auf Miremont nur ausweichende oder geradezu ablehnende Antworten erhielt, und daraus entnehmen mußte, daß die Dienerschaft darüber so wenig wisse, wie er selbst, oder daß ihr in dieser Beziehung strenges Stillschweigen eingeschärft worden sei, sank ihm wieder das Herz und er wagte kaum den Wunsch laut werden zu lassen, der Frau Marquise seine Aufwartung machen zu dürfen. Zu seiner Ueberraschung erfuhr er jedoch, daß seine Ankunft der Frau Marquise bereits gemeldet worden sei, und zu seinem noch größeren Erstaunen sah er sich wenige Minuten darauf die Prachttreppe hinan, durch mehrere glänzende Säle an die Schwelle des Cabinetes geleitet, in dem die Frau Marquise ihn erwartete.

Er fand sie in einem weißen, bequemen, die zarte Fülle der Glieder in anmuthigem Faltenwurf umwallenden Morgenkleide auf einem Sopha halbliegend hingestreckt. Ihr reiches, goldblondes Haar umfloß, der entstellenden Hülle des Puders und alles künstlichen Zwanges ledig, in natürlichen Locken die edlen Züge des Antlitzes, das unverändert, nur etwas bläſſer als sonst, in leuchtender

Schönheit und unwiderstehlichem Liebreize ihm entgegenstrahlte. Der Eindruck war selbst für Didier, der sie so genau kannte, jetzt, da er ihres Anblickes durch Monate entwöhnt war, ein überwältigender. — „Schöner als je!" rief er unwillkürlich aus, und knüpfte an diese Worte alsbald in französischer Lebendigkeit die zierlichsten Redensarten über die Grausamkeit, mit der Frau von Quercy den Hof durch ihre Entfernung in eine Wüstenei verwandelt habe, wie über die Qualen der Sehnsucht, mit welcher ihre Anbeter der Stunde entgegenharrten, die ihnen den Sonnenschein ihres Anblickes wieder vergönnen würde. Die Marquise ließ eine Weile den Redestrom seiner Begeisterung ruhig über sich ergehen, nur daß ihre kleinen Füße in den niedlichen Sammtpantoffeln ab und zu wie ungeduldig zusammenzuckten. Plötzlich aber sich emporrichtend, warf sie ihm einen scharfen, halb spöttischen halb unwilligen Blick zu und, mit einer abwehrenden Bewegung ihn unterbrechend, sagte sie: „Genug, alter Schmeichler! Alles, was Du da sprichst, habe ich bei weitem besser von den jungen Herren gehört, die sich auf ihren rothen Absätzen in den Salons von Versailles herumdrehen, und wenn ich es länger hätte hören wollen, so wäre ich dort geblieben! Was sagst Du mir Dinge vor, die eben so wahr sind als die Feenmärchen, die mir ehedem meine Bonne erzählte, nur etwas langweiliger! In der That, ich hätte Lust, das vertrauliche

Du! zurückzunehmen, mit dem ich Dich anrede, seit ich Dich als einen dienstwilligen, verläßlichen und verständigen Mann erkannt habe. Willst Du es bewahren, so setze Dich hier auf das Tabouret und laß uns sprechen wie vernünftige Menschen!"

Als nun Didier, überrascht von dieser harten Zurechtweisung, ohne weiter ein Wort zu wagen, auf den ihm angewiesenen Sitze sich niedergelassen hatte, lehnte die Marquise sich wieder in das Sopha zurück, und fuhr dann, indem ein schelmisches Lächeln ihre Lippen umspielte, begütigt und mit sanfterer Stimme fort: „Gut! Da Du nun wieder bei Verstande zu sein scheinst, so sage jetzt, warum Du den weiten Weg hierhergekommen? Denn Du wirst mich doch nicht glauben machen wollen, Du hättest die beschwerliche Reise blos meiner schönen Augen wegen angetreten?"

„Die schönsten Augen der Welt!" konnte Didier einzuschalten sich nicht versagen. „Keinen Rückfall, Didier!" versetzte die Marquise; „ich weiß genau, wie schön meine Augen sind, und auch wie kurzsichtig sie waren! Lasse meine Augen! und da Du nicht gestehen willst, warum Du kamst, so will ich Dir's sagen! Du bist entweder hierher gesandt, um zu ergründen, warum ich den Hof verlassen, oder Du hast sonst in irgend einer Angelegenheit meine guten Dienste in Anspruch zu nehmen?"

Als nun Didier, von der ersteren Voraussetzung nicht wenig entrüstet, in höchst pathetischen Ausdrücken betheuerte, er habe Ehre im Leibe, er habe sich niemals als Mouchard gebrauchen lassen, und werde sich auch, so lange er Athem habe, zu solchen Diensten nicht erniedrigen, erwiderte die Marquise mit seltsamem Lächeln, indem sie spielend eine ihrer goldenen Locken um die rosigen Finger der kleinen Hände wickelte: „Gut für Dich, denn Du würdest Deine Mühe verloren und doch nichts herausgebracht haben. Ich habe den Hof verlassen, weil ich eben so wollte, und nebenbei, weil mir die Aerzte Landluft verordnet haben. Das ist Alles! und nun zu Deinem Anliegen, denn das ist es doch, was Dich zu mir führt! Du hast mir ehedem gute Dienste geleistet, und hättest Dich längst dafür bezahlt machen sollen! Was willst Du also, laß mich's wissen?"

Didier, seinem Ziele plötzlich so nahe gerückt, bemerkte nicht ohne Verlegenheit, er fürchte die Frau Marquise zu ermüden, er müsse weit ausholen —

„Erzähle nur", sagte die Marquise, indem sie sich bequem zurechtsetzte, und das blonde Lockenhaupt in die Kissen des Sopha's drückte; „Du wirst mich kaum mehr langweilen als Marmontel mit seinen moralischen Erzählungen."

„Ich weiß nicht, ob der Frau Marquise bekannt ist", hub Didier nach einer Pause der Ueberlegung an, „daß ich vor einigen und zwanzig Jahren

von dem Herzog von Ossana nach Madrid berufen wurde, um daselbst die Räume seines Palastes mit Gemälden im Style Watteau's, meines Meisters, auszuschmücken. Meine Arbeiten nahten ihrer Vollendung, als ich mich mit der Tochter meines Hauswirthes, die eben in Folge eines Gelübdes ihrer Aeltern in ein Kloster treten sollte, in einen Liebeshandel einließ, und meiner Thorheit damit die Krone aufsetzte, daß ich das Mädchen, welches mir in blinder Leidenschaft anhing, nicht nur entführte, sondern sie auch späterhin in meiner Heimath zu Toulouse vor dem Altare mir antrauen ließ!"

„Daß Du das Letztere früher oder später bereut haben wirst, nimmt mich nicht Wunder", unterbrach ihn die Marquise; „Treue schwören und sie halten sind eben verschiedene Dinge!" — Didier aber fuhr fort: „Ich habe mir in dieser Beziehung Nichts vorzuwerfen, Frau Marquise; ich habe meine Ehe mit den besten Vorsätzen begonnen, und würde auch dabei geblieben sein, wenn es nur irgend möglich gewesen wäre. Dolores aber die, in starrer Frömmigkeit erzogen, sich den Bruch des Gelübdes ihrer Aeltern und die gegen deren Willen mit mir eingegangene Verbindung nicht vergeben konnte, quälte nicht nur sich selbst, sondern auch mich so unablässig mit ihren Gewissensbissen, Klagen und Vorwürfen, daß ich weder in meinen vier Pfählen auszuhalten, noch mir die nöthige Freiheit des

Geistes für meine künstlerischen Bestrebungen zu bewahren vermochte, von deren Erfolg doch einzig und allein mein Broderwerb und mit ihm die Möglichkeit der Erhaltung meiner Familie abhing. Zudem fand ich in Toulouse nur sehr unzureichende Beschäftigung, wogegen ich zu Paris nach dem Tode Watteau's und Lancret's, als einer ihrer vorzüglichsten Schüler, nicht nur hinreichenden Erwerb, sondern auch reichlichen Gewinn zu finden hoffen durfte. Und so blieb mir am Ende nichts übrig, als mich nach Paris zu begeben, und meine Frau, die sich lieber in's Grab gelegt, als mit mir in diesem Höllenpfuhl des Verderbens, wie sie es nannte, ihren Aufenthalt genommen hätte, mit dem Knaben, den sie mir mittlerweile geboren, in Toulouse zurückzulassen."

„Warum so viele Umschweife?" unterbrach ihn die Marquise, indem ein bitteres, verachtendes Lächeln um ihre Lippen spielte. „Sage es nur gerade heraus, Du ließest Deine Frau kurzweg sitzen, führtest in Paris ein wildes, wüstes Leben und kümmerst Dich nicht weiter um Dein Kind und seine Mutter!"

„Wofür halten mich die Frau Marquise?" versetzte Didier mit so viel Entrüstung, als sich nur irgend mit seinem höflich dienstergebenen Wesen vertrug. „Welches Kainszeichen trage ich auf der Stirne, daß Sie mir so unnatürliche, gewissenlose Härte gegen mein Fleisch und Blut zutrauen? Ich

kann zwar nicht läugnen", setzte er mit selbstgefälligem Lächeln hinzu, „ich kann zwar nicht läugnen, daß ich in meinen jüngeren Jahren reizenden Versuchungen nicht immer so eilfertig und gewissenhaft aus dem Wege ging, wie der egyptische Joseph. daß ich mich in Abenteuer und Verhältnisse verstricken ließ, denen ein Familienvater eigentlich ferne bleiben sollte. Allein für die Meinen habe ich immer redlich, ja reichlich gesorgt, und wenn ich sie im Laufe von zwanzig Jahren nur beiläufig dreimal in Toulouse besucht habe, so geschah dies theils aus gerechtem Unmuth gegen meine Frau, die unerbittlich bei ihrer Weigerung mir nach Paris zu folgen beharrte, theils weil ich mich mit Recht durch das Vertrauen, das mir so viele hohe Damen und Herren bewiesen, zu sehr geschmeichelt fühlte, um nicht selbst auf Kosten meiner Privatinteressen jeden Augenblick meiner Zeit ihren Aufträgen und anderen guten Diensten, die sie von mir fordern mochten, zu widmen."

„Sprich nicht von Deinen guten Diensten!" sagte die Marquise, indem ihr Blick vornehm und ernst über das zu einem Faunslächeln sich verzerrende Antlitz Didier's hinglitt. „Wer weiß, ob sie Dir nicht gerade als das Gegentheil anzurechnen wären? Und überdies klingt die Mahnung an geleistete Dienste in dem Munde eines Bittenden beinahe wie eine Drohung, die mich, wie Du weißt,

nicht einzuschüchtern, sondern nur zum Widerstande zu reizen pflegt! — Genug davon!“ setzte sie hinzu, als sie Didier Miene machen sah, sich in Verwahrungen gegen diese Auffassung seiner Aeußerung zu ergehen. „Laß mich lieber hören, was mit Deiner Familie geworden ist, und was ich für sie thun kann, denn auf etwas dergleichen scheinst Du es ja doch abgesehen zu haben!“

„Die Frau Marquise fragen, was mit meiner Familie geworden?“ versetzte Didier, durch die Zurechtweisung der Marquise offenbar etwas in Verlegenheit gesetzt. „Je nun, was eben aus Menschen im Laufe der Jahre wird: aus meiner Frau ein kränkliches, hinfälliges Mütterchen, und aus meinem Knaben ein schlanker, wohlaussehender junger Mann, der sich in jeder Hinsicht als das echte Kind seiner Aeltern bewährt; denn wie er von der Mutter beinahe geläufiger spanisch als französisch sprechen lernte, so hat er auch von ihr den Hang zu jener finsteren, starkgläubigen Frömmigkeit überkommen, mit der sie mir und sich selbst unsere besten Lebensjahre verdarb; von mir aber erbte der Junge künstlerische Anlagen und zwar in höherem Grade, als ich selbst je sie besessen. Als ich vor drei Jahren nach Toulouse kam, erstaunte ich zu sehen, was der Bursche fast ohne alle Anleitung in Zeichnung, Composition, ja selbst in Führung des Pinsels zu leisten vermochte, und erkannte es als meine heiligste

Pflicht, weder Mühe noch Kosten zur Ausbildung eines so bedeutenden Talentes zu sparen. Ich beschloß, den Jungen mit mir nach Paris zu nehmen, und so schwer es mir ward, ihn den Armen seiner Mutter zu entreißen, so gelang es mir endlich doch; sie selbst freilich mußte in Toulouse zurückbleiben. Ihrem Manne dahin zu folgen, hatte sie ihre Frömmigkeit verhindert, und nun erlaubte ihr Kränklichkeit nicht mehr, das milde Klima des Südens mit dem rauheren des Nordens zu vertauschen, und ihren Sohn, wie sie gewünscht hätte, zu begleiten."

„Sollen und nicht Wollen, Wollen und nicht Können!" sagte die Marquise halblaut vor sich hin; „wirft uns das Leben nicht immer an eine dieser beiden Klippen?"

Didier hielt einen Augenblick inne, fuhr aber, begreifend, daß die Marquise nur eben laut gedacht habe, in seiner Erzählung bald wieder fort: „In Paris angekommen, bat ich meinen Freund Vien, meinem Sohne in der Historienmalerei und im Frescomalen Anleitung zu geben; denn wußte ich gleich recht wohl, in unserer Zeit sei mit großen Galleriestücken und Wandgemälden eben nicht viel aufzustecken, so mußte ich doch meinem Jungen, der nur für Madonnen, Christusköpfe und Heiligenbilder schwärmte, einstweilen seinen Willen thun, wenn ich ihn nicht ganz verschüchtern wollte. Nach zwei Jahren aber, während welcher Zeit der Bursche mit so

unermüdetem Eifer und ausgezeichnetem Geschicke arbeitete, daß Vien mich versicherte, er und ein gewisser David seien seine besten Schüler, und Dominik müsse früher oder später sich in der Welt einen großen Namen machen, nach zwei Jahren, sage ich, gelang es mir doch, den Jungen zu bereden, sich auch im Fache der Genremalerei zu versuchen, und so brachte ich ihn zu Boucher, wo er nun mit Fragonard arbeitet, und im Geschmacke der Zeit Bilder und Bildchen malen lernt, die für geringe Mühe schweres Geld einbringen, und gefällig modern ganz anders bezahlt werden, als langweilige historische Gemälde."

„Geld, Geld und wieder Geld!" sagte die Marquise, indem ein verachtendes Lächeln ihre Lippen umzuckte. „Du sprichst immer von Geld und vergißt darüber, die Anlagen, die Neigung Deines Sohnes in Anschlag zu bringen! Bist Du so alt geworden, und weißt noch nicht, daß Glück eine Waare ist, die nicht immer mit Geld erkauft wird?"

„Aber ohne Geld ist es eben auch nicht zu haben!" erwiderte Didier mit sarkastischem Lächeln, setzte aber sogleich, sich verbessernd, hinzu: „obgleich die Frau Marquise in so ferne ganz Recht haben, daß Geld und Gut mitunter geradezu zum Unglück werden können, was ich leider aus eigener Erfahrung zu bezeugen im Stande bin!"

„Wie, Didier! Dir wäre Geld und Gut zum Unglück geworden?" sagte die Marquise, ungläubig aufhorchend.

„Allerdings", versicherte Didier, eine possierlich kummervolle Miene annehmend. „Einer meiner Vettern, ein wohlhabender Gewürzkrämer zu Genf, den ich mein Leben lang nicht zu Gesichte bekommen, hat das Zeitliche gesegnet und mich zu seinem Erben eingesetzt. Nun aber hat sein Testament, in mehreren Punkten streitig, einen wahren Rattenkönig von Processen in's Leben gerufen, deren Entscheidung zu beschleunigen ich mich genöthigt sehe, mich nach Genf zu begeben, und voraussichtlich den ganzen Sommer hindurch bis tief in den Herbst hinein daselbst zu verweilen. Abgesehen von dieser nothgedrungenen Reise sehe ich mich noch dadurch in die tödtlichste Verlegenheit versetzt, daß ich nicht weiß, was indessen mit meinem Sohne werden soll. Ihn mit mir nehmen, hieße seine Studien unterbrechen! Ihn zu seiner Mutter nach Toulouse zu senden und ihn wieder in die Atmosphäre kopfhängerischer Frömmigkeit zurückzuversetzen, der ich ihn kaum mit Mühe und Noth entrissen, daran ist nicht zu denken. Noch weniger aber geht es an, ihn in Paris ohne Aufsicht in der Gesellschaft Boucher's und Fragonard's zurückzulassen, die weder Maß noch Ziel kennen und ihr Leben wie eine Kerze an beiden Enden zugleich anzünden; sie würden

meinen armen Jungen unfehlbar durch Spott, übles Beispiel und andere Teufeleien zu Ausschweifungen aller Art hinreißen, denen weder seine Mittel, noch weniger aber seine schwächliche Gesundheit gewachsen ist."

„Ei, was Du sagst!" unterbrach ihn die Marquise mit einem spöttischen Blicke; „solche Gefahren fürchtest Du für Deinen Sohn bei seiner Frömmigkeit, seiner Geistesverwandtschaft mit seiner Mutter?"

„Jugend hat nicht Tugend!" versetzte Didier; „der Geist ist stark, das Fleisch aber schwach; Gelegenheit macht Diebe und gerade Frömmler, wenn sie einmal von der Süßigkeit des Lasters gekostet haben, pflegen sich leichter und tiefer in seine Schlingen zu verstricken, als wir andern Weltmenschen. Was mein Sohn bedarf, ist Arbeit, die seinen Neigungen zusagt, ein ruhiges, mäßiges Leben und bildender Umgang, der ihn allmählig für den Verkehr mit der höheren Gesellschaft einschult und erzieht. Und das ist, gerade herausgesagt, das Anliegen, das mich nach Miremont geführt, das ist es, was ich von der huldvollen Großmuth der Frau Marquise für ihn zu erflehen hoffe."

„Wie?" rief die Marquise, überrascht aus dem Kissen des Sophas sich emporrichtend. „Wie, mir willst Du Deinen Sohn anvertrauen? Ich, meinst Du, sollte seine Erziehung vollenden? Ich, Didier?"

und in lautes sich immer wieder erneuerndes Gelächter ausbrechend, setzte sie hinzu: „In der That, der Einfall ist in seiner Albernheit einzig, unvergleichlich, oder —“ fuhr, sie nach einer Pause, plötzlich ernst werdend, und Didier scharf in's Auge fassend, fort — „oder, wenn Du etwas Anderes damit meinen solltest, namenlos unverschämt!“ —

„Was ich damit meine“, erwiderte Didier, indem er sich von seinem Sitze erhob, und sich vor seiner ihn mit strengen Blicken messenden Gönnerin tief verneigte, „was ich damit meine, ist nicht mehr und nicht weniger, als daß die Huld der Frau Marquise während meiner Abwesenheit, auch für den Fall, daß sie früher oder später Versailles wieder mit ihrer Gegenwart beglücken sollte, meinem Sohne gnädigst den Aufenthalt zu Miremont oder auf irgend einem anderen ihrer Schlösser gestatten möchte, insofern eines der letzteren ihm noch mehr oder doch eben so viel Gelegenheit zur Uebung seiner Kunst böte, als Miremont.“

„Gelegenheit zur Uebung seiner Kunst — Miremont — Wie verstehst Du das?“ sagte die Marquise, den Arm wieder sinken lassend, den sie früher, als wollte sie nach der Klingelschnur greifen, halb erhoben hatte.

„Ich wage die Frau Marquise demüthigst zu erinnern“, versetzte Didier, sich wieder verneigend, „daß der Flügel, den hochdero Herr Vater zur Er=

weiterung der Räume für geselligen Verkehr dem Schlosse Miremont angebaut, zwar in allen Einzelnheiten vollendet dasteht, aber seit dem Hintritt des hochseligen Herrn noch immer vergebens der Thätigkeit des Tapezierers und des Vergolders, wie der Kunst des Malers harrt, deren er bedarf, um seiner Bestimmung und den Absichten seines Erbauers zu entsprechen. Ich wage ferner ehrfurchtsvoll zu versichern, daß mein Sohn Dominik nicht nur in passender und geschmackvoller Verzierung von Fenster und Wandgetäfel, sondern auch in der Anfertigung von Deckengemälden Proben ausgezeichneten Talentes abgelegt hat, daß sein Pinsel in ersterer Beziehung mit dem Boucher's, in letzterer mit jenem Vanloo's wetteifert, und daß er der Frau Marquise zu allen beliebigen Zwecken Entwürfe und Zeichnungen vorzulegen im Stande ist, die nicht nur den Anforderungen ihres feinen Geschmackes entsprechen, sondern ihre Erwartungen weit übertreffen würden."

„Das läßt sich hören!" sagte die Marquise, sich vom Sopha erhebend und an's Fenster tretend. „Dein Einfall ist nicht so übel. In der That, ich hätte längst daran denken sollen, das Werk meines Vaters zu vollenden. Der neuerbaute Flügel da drüben erfreut sich einer viel geschützteren Lage, und bietet eine bei weitem schönere Aussicht, als die düsteren, unfreundlichen Gemächer, die ich bewohne,

und in denen ich mich allgemach zu langweilen beginne!“ — Sie hielt eine Weile wie überlegend inne, und fuhr dann fort: „Auch wird es mir in der Einsamkeit des Landlebens — denn ich gedenke Versailles nicht sobald mit meiner Gegenwart zu beglücken, und ich kenne Alle, die sich meine Freunde nennen, zu genau, um viel auf ihre Besuche zu rechnen — es wird mir, denke ich, eine angenehme Zerstreuung sein, auf die Ausschmückung jener Räume persönlich Einfluß zu nehmen, und sie Tag für Tag mit eigenen Augen fortschreiten zu sehen! Zudem“, fuhr sie fort, auf Didier zuschreitend, der in vorgebeugter Haltung erwartungsvoll an der Thüre stand, „zudem erfreut es mich, Dich einer Verlegenheit entreißen und Dir etwas Angenehmes erweisen zu können! Kein Wort mehr, unser Handel ist abgemacht. Schicke Deinen Sohn nach Miremont, wann es Dir gelegen; er kann mit seiner Arbeit ungesäumt beginnen! — Du sagst, er sei geschickt und fleißig, und Du weißt, ich bin freigebig, wir werden also ohne Zweifel gegenseitig mit einander zufrieden sein!“

Didier, überrascht und kaum der Rede mächtig, begann einige Dankesworte herzustammeln. Die Marquise aber, die, gegen Ende der Unterredung plötzlich blaß und bläßer werdend, sich wieder dem Sopha genähert hatte, und sichtlich erschöpft in dessen Kissen zurückgesunken war, unterbrach ihn und

sagte mit halberlöschender Stimme: „Genug für heute, mein Freund! Lasse Dir in meinem Hause Nichts abgehen, was zu Deiner Bequemlichkeit dienen kann, und vergiß nicht morgen früh, wenn Du abreisest, nach den Briefen zu fragen, die Du mir an Madame Geoffrin und den Chevalier Torigny bestellen sollst."

Damit nickte sie ihm freundlich zu, und Didier, in den Sitten der Zeit zu wohlgeschult, um diesem Zeichen der Entlassung nicht augenblicklich zu gehorchen, verließ schweigend, aber seelenfroh seine Wünsche so vollständig erfüllt zu sehen, unter tiefen Bücklingen das Gemach.

Der Frühling hatte früher als gewöhnlich sein Regiment angetreten, und Saatfelder und Wiesen, Bäume und Hecken grünten und blühten, so weit das Auge reichte, als an einem sonnigen Nachmittage gegen Ende April ein junger, wohlgebauter Mann von dunklen Augen und noch dunklerem Haar, das die edle Blässe seines ausdrucksvollen Antlitzes noch mehr hervortreten ließ, auf einem Fußsteige, abseits der staubigen Heerstraße, die von Paris nach Grenoble führt, rüstig dahinwanderte. Es war Dominik Didier, der, es der schwerfälligen Postkutsche überlassend sein Gepäck an den Ort seiner Bestimmung abzuliefern, sich aus ihrer dumpfen Schwüle

in's Freie gerettet hatte, und nun zu Fuß, mancherlei erwägend, auf Schloß Miremont zuschritt, das er noch vor Abend zu erreichen hoffen durfte. Er erfreute sich der freien Bewegung in der frischen, erquickenden Frühlingsluft, aber des Zieles seiner Reise gedachte er nur mit Widerwillen. Sein Verstand hatte sich dem Befehle seines Vaters gefügt, allein sein Herz zog ihn nach Toulouse, zu seiner Mutter. Auch hatten die in tonnenförmigen Reifröcken auf hohen Pantoffelabsätzen umherklappernden, hochroth geschminkten und mit Schönpflästerchen beklebten Damen, wie er sie im Atelier Boucher's häufig genug aus und ein gehen sah, mit ihrem thurmähnlichen Kopfputz und ihrem wohlriechenden Puder, mit ihrem Fächerrauschen und ihrem Schnupftabaksdöschen, mit ihrer Hoffart und ihrem coquetten Wesen einen zu ungünstigen Eindruck auf ihn gemacht, als daß er ohne Schauder daran hätte denken können, sich den ganzen Sommer hindurch den launenhaften Einfällen einer Zierpuppe dieser Art fügen zu müssen; denn daß er in der Marquise von Quercy ein Prachtstück dieser Gattung kennen zu lernen habe, davon war er fest überzeugt, und die begeisterten Lobpsalmen, in denen sein Vater sich über die herablassende Liebenswürdigkeit und den hohen Kunstsinn dieser Dame erging, bestärkten ihn nur noch mehr in dieser Voraussetzung, da er zu oft erfahren hatte, sein Vater pflege Personen

und Dinge anzusehen, wie er sie eben sehen wollte, nicht wie sie waren. Gleichwohl hatte er dem Willen seines Vaters keinen Widerstand entgegengesetzt und, eingedenk der Lehre seiner Mutter, beschlossen, sich auch dieser Wendung seines Schicksals als einer vom Himmel ihm verhängten Prüfung ohne Murren zu unterwerfen, und so schritt er bald in ernsten Gedanken versunken, bald wieder unwillkürlich sein junges Herz den Reizen der lachenden, in vollem Frühlingsschmucke prangenden Natur hingebend, seinen Weg am Rande eines mit Weiden besetzten Baches hin, bis er an eine einsame Mühle gelangte.

Er war scharf gegangen und die Frühlingssonne hatte ihn auf seinem schattenlosen Wege hart mitgenommen. Er fühlte sich ermüdet und sehnte sich nach einem Trunke Milch, der ihm denn auch von der Müllerin auf seine Bitte in einem irdenen Topfe bereitwillig dargereicht wurde. Dem Ruheplatze gegenüber, den er sich zum Genusse dieser Erquickung im Schatten eines Fliederbusches gewählt hatte, sah er an dem Geländer einer offenen Treppe, die zur Mahlstube zu führen schien, einen stattlichen Esel mit Tragkörben auf dem Rücken angebunden, der mit wählerischer Behaglichkeit in dem Bündel Heu herumschnupperte, das man ihm vorgeworfen hatte. Bald darauf sah er zwei Männer die Treppe herabkommen, deren einer, seiner mehlbestäubten blauen Jacke nach, offenbar der Müller,

ein Mehlsäckchen auf der Schulter, der andere aber, ein feister Franziskanermönch, einige riesige Brodlaibe unter dem Arme trug. Sie waren in eifrigem Gespräche begriffen, das sie fortsetzten, während der Mönch Mehlsäcklein und Brodlaibe in die Tragkörbe des Esels versenkte, aus denen noch überdies die Hälse einiger Weinflaschen und die gelben Füße einer hingemordeten Gans emporragten. Dann löste der Mönch die Halfter des Thieres vom Treppengeländer, und zerrte den geduldigen Korbträger, nachdem er ihn früher mit einem gewaltigen Riß aus seinen Heustudien aufgeschreckt hatte, vom Müller begleitet hinter sich her, dem Gitterthore des Hofraumes zu. Je näher sie diesem letzteren kamen, desto deutlicher wurden dem wegemüden Wanderer unter dem Fliederbusche die Worte vernehmbar, die der Mönch mit dem Müller wechselte.

„Aber, Vater Polycarp", sagte der letztere, „die Salbe, die sie unserm Mathieu für seine Quetschung schickte, hat dem Jungen doch geholfen!" — „Hexensalbe!" eiferte der Mönch; „laßt Euch nur ködern von den Kindern des Satans mit ihren Gaben, und Ihr seid ihm verfallen mit Haut und Haar, mit Haus und Hof, mit Kind und Kindeskindern!" — „Sie ist eben unsere Gutsherrin, wie ihr Vater der Graf es war", erwiderte der Müller, sich bedächtig den kurzgeschorenen Kopf krauend, „unsere von Gott uns gesetzte Obrigkeit, unsere Wohl-

thäterin.“ — „Eure Verderberin ist sie“, schrie der Mönch, „ein Belialskind, abgesandt, Euch in die Schlingen der Hölle zu verstricken, ein Vampyr, begierig das Blut aus den Adern Eurer Söhne zu saugen!“ — „Hm, habe noch nichts vom Blutsaugen bemerkt“, entgegnete der Müller; „im Gegentheil, Frau von Quercy hilft, wo sie kann, gibt reichlich den Armen.“ — „Den Armen gibt sie?“ polterte der Mönch, die Arme in die Seite stemmend, „und sind wir nicht auch arm, wir Kinder des heiligen Franciscus, und hat sie uns den Louisd'or gegeben, den der selige Graf, wie seine Väter vor ihm, uns jeden Monat verabreichen ließ? Hat sie uns nicht wie räudige Hunde von der Schwelle ihres Schlosses wegjagen und uns sagen lassen, wir sollten arbeiten? Arbeiten, als ob wir nicht arbeiteten, Tag und Nacht arbeiteten im Weinberge des Herrn!“ — Er hielt eine Weile inne, da aber der Müller von dem Gewichte einer solchen Thatsache wie erdrückt stillschwieg, fuhr er nur um so eifriger fort: „Was sagt die Schrift? Wer nicht für mich ist, der ist wider mich! Und hat Frau von Quercy in den vier Monaten, die sie nun auf Schloß Miremont hauset, auch nur einmal die heiligen Sacramente genommen? Brach sie nicht vielmehr das einzige Mal, daß sie unser armes Kirchlein besuchte, über die Predigt unseres frommen Vaters Anselm in solches Gelächter aus, daß sie beinahe

daran erstickt wäre? Eine Gotteslästerin ist sie, eine hochmüthige Jesabel, ein verbuhltes, üppiges Weib, wie die Frau des Potiphar, eine eigensinnige, launenhafte Creatur, wie jene Vasthi, die König Ahasverus aus seiner Nähe verwies!" — Hier verhallten seine Worte, denn der Weg, den der Mönch und seine Begleiter verfolgten, drehte sich scharf um die Ecke des Hauses hin, der Heerstraße zu, aber sie waren dem jungen Manne, der sie unfreiwillig vernommen, schwer auf's Herz gefallen. Wenn er auch Alles abrechnete, was in ihnen offenbar als gehässige Uebertreibung sich kund gab, so blieb doch genug übrig, was seine religiösen Anschauungen, was sein sittliches Gefühl verletzte, seine Abneigung mit einer von der öffentlichen Meinung in diesem Grade gebrandmarkten Frau zu verkehren steigerte, und ihn mit verdoppeltem Widerwillen seine Wanderung nach Schloß Miremont fortsetzen ließ, das er, gedankenvoll dahinschlendernd, erst mit Einbruch der Nacht erreichte.

Das von der Postkutsche abgelieferte Gepäck hatte daselbst die Ankunft des vorlängst erwarteten Gastes bereits angekündigt. Eines der niedlichsten Mansardengemächer des Schlosses stand zu seiner Aufnahme bereit, und Dominik, ermüdet und verstimmt wie er war, wußte nichts Besseres zu thun, als sich frühmöglichst auf sein Lager zur Ruhe hinzustrecken. Er fand auch bald, was er suchte, denn,

binnen weniger Minuten schloß bleierner Schlaf seine Augenlider, aus dem ihn jedoch gegen Mitternacht die schrillen, in kurzen Zwischenräumen sich wiederholenden Töne einer, wie es schien, in der Hauptetage des Schlosses scharf angezogenen Klingel plötzlich erweckten. Bald darauf wurde Gerenne und Gelaufe in den Gängen und auf den Treppen hörbar, Thüren wurden rasch geöffnet und wieder zugeworfen, ja es war ihm, als ob aus den Gemächern der Hauptetage gerade unter seiner Stube dumpfes Schmerzgestöhne zu ihm emporschallte. Dominik, auf diese Weise aus dem Schlafe emporgeschreckt, wußte sich erst gar nicht zurecht zu legen, wo er sei, was vorgehe, wie er dahergekommen; als er aber endlich sich besann, wo er wäre, überkam ihn bei dem Gedanken, daß er sich ohne irgend eine bekannte freundliche Seele allein in dem fremden, weitläufigen Schlosse Miremont befände, ein solches Gefühl der Verlassenheit, eine so unheimliche Angst, daß er am liebsten sich in die Kleider geworfen und wieder auf den Weg nach Paris gemacht hätte. Allmählig aber legten sich die Wallungen seines Blutes, der Verstand gewann wieder Herrschaft über die instinctartige Regung der Empfindung, und da mittlerweile im Schlosse wieder Alles still geworden, so überwältigte nach einer Stunde der Unruhe seinen müden Körper wieder der gesunde Schlaf der Jugend, aus dem ihn erst der helle Sonnenschein des Morgens erweckte.

Sich vom Lager erhebend und an's Fenster tretend, sah er ein von geschorenen Baumwänden begränztes Gartenparterre vor sich liegen, zu welchem von der Hauptetage des Schlosses breite Treppen hinab führten. Die Luft war mild, der Himmel blau, und das junge Grün des Rasens, die Blüthenpracht der Bäume und Gesträuche, der goldene Sonnenschein, der über Garten und Schloß ausgebreitet lag, Alles gewährte einen so heiteren Anblick, daß Dominik nicht ohne Beschämung der ängstlichen Stimmung gedenken konnte, welche bei Nacht sich seiner bemächtigt hatte. Rasch seinen Anzug vollendend, eilte er in den Garten hinab, den er nach allen Seiten durchstreifte, und dessen auf englische Art angelegten Waldpartien seinen künstlerischen Sinn um so mehr anregten, als er bisher nur in steifer Regelmäßigkeit nach dem Muster Le Nôtre's zugeschnittene Gärten kennen gelernt hatte. Nach dem erfrischenden Spaziergange in sein Stübchen zurückgekehrt, begann er seine Habseligkeiten zu ordnen und aus seinem Portefeuille die Entwürfe und Zeichnungen zusammenzusuchen, die er der Marquise zur Auswahl vorzulegen gedachte. Nach Vollendung dieser Arbeit war er eben beschäftigt, während er frühstückte, in einigen kecken Zügen eine Skizze Pater Polycarp's und seines Esels, wie beide ihm von gestern her im Gedächtniß geblieben, auf's Papier zu werfen, als an seine Thür gepocht wurde, und ein niedliches, mit den sprechendsten schwarzen

Augen versehenes Frauenzimmer in zierlichem Morgenanzuge hereinhüpfte und sich ihm als die Kammerfrau der Marquise, Mademoiselle Nicole, vorstellte. Sie käme, sagte sie, im Auftrage ihrer Gebieterin, die vielleicht mehrere Tage ihn zu sprechen verhindert sein könnte, Herrn Didier einzuladen, einstweilen die Räume des neuerbauten Schloßflügels in Augenschein zu nehmen und seine Pläne zur passenden Ausschmückung derselben zu entwerfen. Sie benütze diese Gelegenheit, fügte sie hinzu, indem sie wie eine alte Bekannte Dominik gegenüber auf einen Stuhl sich niederließ, ihm ihre Freude über seine Ankunft auf Schloß Miremont auszudrücken und die Hoffnung auszusprechen, daß die Gesellschaft eines so angenehmen jungen Mannes nicht wenig dazu beitragen werde, ihr und ihren Leidensgefährtinnen die Langeweile ländlicher Einsamkeit erträglicher zu machen. Dabei wußte sie, obwohl über die erste Jugend hinaus und mehr der vollen Rose als der aufblühenden Knospe zu vergleichen, so anmuthig zu lächeln, ihre Worte mit so reizenden Bewegungen ihrer weißen Arme zu begleiten und diese Bewegungen ab und zu durch so versengende Blitze ihrer schwarzen Augen zu unterstützen, daß Dominik, schüchtern und solcher Begegnungen ungewohnt, immer verlegener ward und ihre höflichen Redensarten nur mit dürftigen Worten zu erwidern im Stande war. Mademoiselle Nicole aber, die seine Verwirrung

dem siegenden Eindrucke ihre Reize zuschrieb, bemühte sich nur um so eifriger, diesen Eindruck auf alle Weise zu verstärken. Sie tänzelte im Zimmer umher, lehnte sich zum Fenster hinaus, um ihre niedlichen Füßchen bemerkbar zu machen. und ermahnte dabei Dominik zehnmal in einem Athem, sie nur fortzuschicken, wenn sie ihm lästig falle. Als sie aber zuletzt die halb fertige Skizze gewahrte und auf den ersten Blick Pater Polycarp und seinen Esel erkannte, gerieth sie in wahre Ekstase, und betheuerte unter einer Fluth von Lobsprüchen, er müsse sich früher oder später entschließen, auch ihre Züge durch seinen Pinsel zu verewigen. Die Wortkargheit und Kälte jedoch, mit der Dominik diese Aeußerungen des Entzückens aufnahm, war so auffallend, daß Mademoiselle Nicole allmählig die Ausbrüche ihrer leidenschaftlichen Bewunderung zu mäßigen für gut fand, und zuletzt nicht ohne einige Gereiztheit an den jungen Mann die Frage richtete, wie er die Nacht zugebracht habe, denn er scheine sich nicht ganz wohl zu befinden. Dominik, hocherfreut, das Gespräch von seiner Person ablenken zu können, gestand ehrlich, daß er allerdings durch die Unruhe des Hauses im Schlafe gestört worden; als er aber nach der Ursache dieser Unruhe fragte, nahm Mademoiselle eine ernste Miene an und erwiderte, mit ihrem Schürzenbande spielend: die Frau Marquise pflege spät zu Bette zu gehen, und liebe bei ihrer Ungeduld, ihre Befehle

rasch vollzogen zu sehen, was aber nicht immer ohne Geräusch und Unruhe abgehe; er müsse auf die Wiederkehr solcher Störungen sich gefaßt machen, und werde sich später weniger dadurch beunruhigt fühlen, wenn er nur vorerst die Personen und die Verhältnisse des Hauses näher kennen gelernt haben würde. Zu dieser Kenntniß würde er jedoch am schnellsten gelangen, wenn er nicht, wie die Frau Marquise ihm frei stelle, allein auf seinem Zimmer speisen, sondern im Gegentheil, wie sie mit einem anmuthigen Knickse hinzusetzte, an dem Mittagstische der Hausofficiere theilzunehmen sich entschließen würde. Als nun aber Dominik dagegen hervorhob, daß er, ganz abhängig von seinen Arbeiten, seine Thätigkeit zu keiner bestimmten Stunde unterbrechen könne, und daher nothwendig vorziehen müsse, von der Erlaubniß der Frau Marquise auf seinem Zimmer zu speisen Gebrauch zu machen, erachtete Mademoiselle Nicole es für angemessen, weitere Feindseligkeiten einstweilen auf sich beruhen zu lassen, und hüpfte, nicht ohne einige spitze Anspielungen auf Künstlerlaunen, die sich aller Berechnung entzögen, etwas minder siegesgewiß, aber eben so anmuthig leichtfertig aus dem Zimmer, als sie es betreten hatte.

Dominik versäumte keinen Augenblick, dem Geheiße der Frau Marquise Folge zu leisten, und die Räume des neuerbauten Schloßflügels, die von ihm

ihren künstlerischen Schmuck erwarteten, in Augenschein zu nehmen. Bei dem ersten Anblick der stattlichen Reihe von Sälen und Gemächern, die hoch, weit und hell vor ihm sich eröffneten, hatte seine Künstlernatur den Widerwillen, mit dem er Schloß Miremont betreten hatte, vollständig überwunden. Er fühlte, welches Feld seiner Thätigkeit hier geboten sei, welche Fülle von Ausbildung hier zu gewinnen, welche Ernte von Ehre hier einzuheimsen wäre. Drang und Lust zu schaffen durchzitterten alle Fibern seiner Seele, seine Phantasie arbeitete, seine Pulse flogen, und kaum gewann er so viel Fassung, um das große Werk, das vor ihm lag, am rechten Ende anzufassen und den Vorbedingungen zu dessen Ausführung zu genügen. Er begann endlich, den Zollstab in der Hand, das Ausmaß der Wand- und Deckenflächen, die er mit Gemälden zu schmücken hatte, festzustellen, und nachdem dies geschehen war, eilte er auf sein Stübchen zurück, um aus seinen Skizzen und Zeichnungen für jedes Gemach, im Hinblick auf dessen eigenthümliche Bestimmung, passende Stücke auszuwählen und dieselben in geschmackvoller Reihenfolge zu einem schönen Ganzen zu verbinden. Er folgte hiebei für's Erste ausschließend seinem Kunstgefühle und seinem nur für wahrhaft Hohes und Schönes glühenden Gemüthe; er wählte daher nur ernste, würdige Gegenstände, in großem, historischem Style aufgefaßte Stücke, und

freute sich wie ein Kind, als er nach tagelangem Erwägen seine Entwürfe wenigstens für den Speisesaal und die Empfangszimmer festgestellt hatte. Als er aber, kühler geworden, bedachte, daß die Ausführung des Vorbereiteten der Zustimmung der Frau Marquise bedürfe, und sich erinnerte, wie oft ihm sein Vater zu Gemüthe geführt, dergleichen ernste und schwerfällige Compositionen taugten nur für Kirchen und Gallerien, die moderne Welt verlange heiteres, modern Gefälliges, so sank ihm wieder das Herz, und nicht ohne harten Kampf entschloß er sich das Ausgewählte bei Seite zu legen und seine Arbeit in anderem Sinne von Neuem zu beginnen, indem er Schäferscenen, Hirtengruppen, Jagdstücke und andere Genrebilder zusammenstellte, die zur Nothdurft an die Stelle der früheren großartigen und kühneren Entwürfe treten konnten. So hatte er mehrere Tage angestrengt gearbeitet, ohne sich eine andere Erholung zu gestatten, als Morgens früh in der Dorfkirche zu Miremont, wie er von Kindesbeinen an gewohnt war, die Messe zu hören, und Abends ab und zu im Schloßgarten mit dem alten grämlichen Hausarzte der Marquise spazieren zu gehen, der ihn von den Krankheiten unterhielt, die er eben zu behandeln hatte. Eine minder erwünschte Zerstreuung bereiteten ihm nebstbei die Besuche der Mademoiselle Nicole, die ihn von einem Tage auf den andern mit der Hoffnung hinhielt, die Mar=

quise werde ihn morgen sprechen, ohne daß diese Hoffnung sich jemals erfüllte. Dominik ertrug diese Verzögerung geduldig, so lange er mit dem Ordnen seiner Entwürfe beschäftigt war; als aber diese Arbeit vollendet hinter ihm lag, und die Marquise noch immer säumte die Auswahl zu treffen, von der die Ausführung seiner Pläne abhing, versetzte ihn allmählig seine unfreiwillige Unthätigkeit in eine so abgespannte, unruhige, verdrießliche Stimmung, daß Mademoiselle Nicole in ihrer Bewunderung des hoffnungsvollen jungen Künstlers sich binnen wenigen Tagen sehr bedenklich herabgestimmt fühlte.

An einem heiteren im vollsten Schmucke des Frühlings prangenden Sonntagsmorgen war Dominik in den Schloßgarten hinabgestiegen. Rasch das Parterre durchschreitend, suchte er die schattigen Gänge des Parkes auf und gelangte bald an seinen Lieblingsplatz, eine Lichtung des Gehölzes, die den Ausblick auf eine mit Blumengärtchen umgebene ländliche, mit Baumrinde gedeckte Hütte gewährte, welche am Rande eines munter dahinrauschenden Baches malerisch dalag. Dort warf er sich auf eine Ruhebank, um sich in eines der Dramen Calderon's zu vertiefen; allein weder die Glaubensinnigkeit, noch die Tiefe der Lebensanschauung, die er sonst an diesem Dichter so hochschätzte, vermochten diesmal den Unmuth zu überwältigen, der wie Blei auf seiner Seele lastete. Die fortgesetzte Weigerung

der Marquise ihn zu sprechen, die sie niemals durch Angabe irgend eines Grundes zu rechtfertigen sich herabgelassen hatte, die also vielleicht, ja sogar höchst wahrscheinlich, nur auf einer Laune, auf kindischem Eigensinne beruhte, empörte ihn im Innersten seines Gemüthes. Er fühlte, daß er die Frau, deren Willkür er sich selbst, seine beste Kraft und seine kostbare Zeit zum Spielzeug hingegeben sah, hassen könne, und er bemühte sich, diese Empfindung vor sich selbst durch die Erinnerung an die Berichte zu rechtfertigen, die er bisher von ihrem Lebenswandel vernommen hatte. Er verachtete sich selbst, daß er früher so blindlings dem Drängen seines Vaters sich hingeben konnte, daß er jetzt so willenlos den Launen einer Zierpuppe fröhnte, und rasch und heftig das Buch schließend, in das er bisher gedankenlos gestarrt hatte, gedachte er nach dem Schlosse zurückzukehren, noch einen Versuch zu machen die Marquise zu sprechen, und wenn auch dieser fehlschlüge, ungesäumt Miremont zu verlassen. In dieser Stimmung hastig von seinem Sitze sich erhebend, gewahrte er in dem jene Baumrindenhütte umgebenden Blumengärtchen eine weibliche Gestalt, die, zu einem Blumenbeete hinabgebückt, Gießkanne und Rechen zur Seite, mit Gartenarbeit beschäftigt schien. Der Größe wie dem Schnitte der Kleidung nach war das Frauenzimmer kein anderes als Mademoiselle Nicole, die ihn erst unlängst nur zu aus=

führlich von ihrer schwärmerischen Vorliebe für Blumen und Blumenpflege unterhalten hatte, und ihre Erscheinung an diesem Orte und zu dieser Stunde als einen Fingerzeig des Himmels betrachtend, den kaum gefaßten Entschluß auch unverzüglich auszuführen, eilte er raschen Schrittes über die Wiesenfläche auf das Blumengärtchen zu. An dem zierlichen Gitter desselben angelangt, rief er, in seiner Hast vergebens nach dem Eingange suchend, ohne vieles Bedenken hinüber: „Auf ein Wort, Mademoiselle Nicole, wenn ich bitten darf!“ — Das Frauenzimmer richtete sich auf diesen Anruf von dem Blumenbeete empor, an dem sie beschäftigt war, wandte sich um und that einige Schritte gegen das Gitter hin; Dominik aber stand sprachlos vor Erstaunen, als ihm statt der muthwilligen, schelmischen Augen Mademoiselle Nicole's, denen er zu begegnen erwartet hatte, aus einem blassen, von einer Glorie von blonden Locken umflossenen Antlitze zwei sanfte blaue Augen entgegenleuchteten. Der überraschende Eindruck der edlen Züge, der schlanken, reizenden Gestalt war für seine Künstlerseele ein so überwältigender, daß er auch nicht ein Wort der gewöhnlichsten Entschuldigung über die Lippen zu bringen vermochte. Die Fremde, seine Verwirrung wohl bemerkend, war indeß bis an den Rand des Gitters vorgeschritten, und sagte nun lächelnd: „Mademoiselle Nicole ist im Schloß, Herr Dominik;

ich heiße Adèle!" — „Sie kennen mich?" stieß Dominik, noch immer in ihren Anblick verloren, gedankenlos heraus, und sie erwiderte: „Wie sollte ich nicht? Beherbergt doch Miremont dermalen keinen andern Gast in seinem Schlosse, als Herrn Dominik Didier, den Maler!" — Sie begleitete diese Worte mit einem schelmischen Knicke. Dominik hatte sich mittlerweile so weit gesammelt, daß er, den Hut ziehend, sagen konnte: „Vergeben Sie! Ich hielt Sie für Mademoiselle Nicole, und wollte" —

„Wenn es nicht anders ein Geheimniß ist, das Sie Mademoiselle Nicole anvertrauen wollten", sagte die Angeredete, da Dominik wieder erröthend innehielt, „so sprechen Sie nur immerhin; ich kann vielleicht Ihre Wünsche so gut erfüllen, wie sie!"

Mit der Erinnerung an sein Vorhaben war dem jungen Manne auch seine Fassung zum Theile zurückgekehrt, und er erwiderte rasch und entschieden: „Ich wollte von Mademoiselle Nicole nur erfahren, ob und wann die Frau Marquise sich endlich herbeilassen wird, mich zu sprechen?"

„Wenn nicht alle Anzeichen trügen", entgegnete jene nach kurzem Ueberlegen, „so dürfte dies bald, vielleicht noch heute geschehen! — Sie wünschen es wohl sehr lebhaft", setzte sie nach einer Pause lächelnd hinzu, „und wundern sich" —

„Mich wundern? — Nein, Mademoiselle Adèle", erwiderte Dominik, noch immer von ihrem

Anblicke zu sehr eingenommen, um das Gewicht seiner Worte vorsichtig abzuwägen; „ich wüßte nicht, was mich von Seite der Frau Marquise, wie ich sie kenne, noch Wunder nähme!“

„Sie kennen die Frau Marquise?“ versetzte Adèle, indem ein seltsames Lächeln ihre Lippen umspielte. „Und wo haben Sie sie kennen gelernt? Zu Paris oder am Hofe?“

„Wo ich die Frau Marquise kennen gelernt?“ sagte Dominik, nicht ohne einen Anflug von Beschämung; „ich hatte nie die Ehre sie auch nur zu sehen, noch weniger zu sprechen. Ich kenne nur das Urtheil, das die öffentliche Meinung über sie ausspricht!“

„Das Urtheil der öffentlichen Meinung? Und dem glauben Sie?“ fragte Adèle mit träumerischem Blicke der sanften blauen Augen. „Nun freilich, Sie sind noch so jung!“ setzte sie nach einer Pause hinzu, und fuhr dann mit einer Art Gereiztheit fort: „Und wie lautet es denn, dies Urtheil der öffentlichen Meinung? Lassen Sie doch hören!“

„Sie setzen mich in Verlegenheit, Mademoiselle Adèle!“ antwortete Dominik, endlich gewahr werdend, auf welchen gefährlichen Boden er gerathen war; „ich fühle, daß ich in meiner natürlichen Offenheit zu weit gegangen bin, gerade Ihnen gegenüber zu weit gegangen bin, und ich besorge“ —

„Besorgen Sie nichts!“ unterbrach ihn Adèle! „Ich bin sehr vertraut mit der Frau Marquise, das heißt“, verbesserte sie sich lächelnd, „sie beehrt mich mit ihrem Vertrauen, aber ich bin keine Zwischenträgerin! Wenn ich das Urtheil der Welt über die Frau Marquise kennen zu lernen wünsche, so geschieht es blos, weil ich es wo möglich zu entkräften, weil ich Ihre Ansichten über sie zu berichtigen hoffe! Dürfen Sie mir die Mittheilung verweigern, die ich in dieser Absicht von Ihnen fordere? Dürfen Sie bewußt im Irrthum verharren, verdammen wollen, ehe Sie die Vertheidigung gehört haben?“

„Sie haben Recht!“ sagte Dominik nach kurzem Bedenken, Adèlen, deren blasses Antlitz jetzt von innerer Bewegung wie eine Rose glühte, mit aller Unbefangenheit seines ehrlichen, geraden Wesens in's Auge blickend! „Wenn es die Wahrheit gilt, muß jede andere Rücksicht schweigen, und wenn Sie die Marquise vertheidigen zu können glauben, so darf ich Ihnen die Gelegenheit dazu nicht versagen.“ Er hielt inne und begann dann zögernd: „Die Welt nennt die Marquise hochmüthig“ —

„Das ist sie nur gegen ihres Gleichen und gegen jene, die ihren Rechten zu nahe treten!“ rief Adèle; „dem Verdienste gegenüber war sie immer demüthig und bescheiden.“

„Man nennt sie gefallsüchtig, eitel“ —

„Wenn sie es gewesen, so mögen Jene dafür die Verantwortung tragen, die sie durch Lob und Schmeichelei verwöhnten. Jetzt weiß und fühlt sie zu sehr, daß alles Irdische eitel ist, um noch der Eitelkeit zu fröhnen —"

„Daß sie ihren Stimmungen rücksichtslos sich hingibt, und ihre Laune mit tyrannischer Willkür über ihre Umgebung walten läßt", fuhr Dominik fort, „das glaube ich beinahe selbst erfahren zu haben!"

„Sind Sie dessen so gewiß?" erwiderte Adèle mit einem ernsten, vorwurfsvollen Blicke. „Gibt es nicht Stimmungen, die uns unerbittlich aufgedrungen werden, und dürfen Sie der Frau Marquise, auf Vermuthungen hin, bittere Nothwendigkeit für Laune, Unglück für Unrecht anrechnen?"

„Ich mag hier im Irrthume sein", entgegnete Dominik, etwas betroffen, „aber irrt die öffentliche Meinung auch darin", setzte er um so entschiedener hinzu, „daß sie sie allgemein als abtrünnig vom Glauben ihrer Väter, ja als eine Gotteslängnerin bezeichnet?"

Adèle schwieg eine Weile, dann sagte sie: „Und wenn sie wäre, was man sie nennt, verdiente sie nicht vielmehr Lob und Anerkennung, daß sie lieber der Mißbilligung und dem Tadel sich bloßstellt, als daß sie, wie so viele Andere, heuchelt, was sie nicht empfindet, und zum Scheine äußerlich festhält, wo-

gegen ihr Herz sich auflehnt? Steht es in unserem Belieben zu zweifeln, oder für wahr zu halten, und wissen Sie, ob sie im Innersten ihrer Seele nicht schmerzlich beklagt, nicht mehr glauben zu können, wo sie nicht mehr begreift?"

„Hat sie denn auch gekämpft und gerungen, ihren Glauben festzuhalten, wie sie gesollt?" rief Dominik, hier an der empfindlichsten Stelle seines Wesens berührt. — „Ist sie die Wege gegangen, die zu Gott führen? Hat sie nicht vielmehr" — Er hielt inne und setzte dann tief erröthend hinzu: „Lassen Sie uns hier abbrechen! Ich darf nicht voraussetzen, Mademoiselle Adèle, daß Sie den Lebenswandel der Frau Marquise kennen, und noch weniger vermuthen, daß Sie ihn vertheidigen wollen!"

Adèle hatte, während er diese Worte sprach, sich zu einem Gartenbeete hinabgebückt, um eine Blume abzupflücken. Als sie sich wieder emporrichtete, war die letzte Spur von Lebensröthe aus ihren Wangen gewichen, und sie würde einem Steinbilde geglichen haben, wenn nicht ein krampfhaftes Zittern die weißen Hände durchzuckt hätte, die, gedankenlos spielend, die kaum gebrochene Blume zerpflückten. Nach einer Weile sagte sie mit leiser, fast tonloser Stimme: „Die Welt mißt nur die Tiefe des Sturzes, aber von der verzweiflungsvollen Lage des Stürzenden, ehe er stürzte, von der Macht der Versuchung, den Lockungen der Gelegenheit, dem Tau-

mel des Augenblickes will sie nichts wissen. Sie haßt den Sünder mehr als die Sünde; sie verurtheilt zur Verachtung, wo sie nur zu oft auf Mitleid und Bedauern erkennen sollte; sie streckt keine rettende Hand in die Tiefe hinab, sondern wälzt Felsblöcke dem Emporklimmenden entgegen, und übt sie je Nachsicht, so erfährt nur heuchlerische Demuth diese Nachsicht, nicht thatkräftige Reue. Die Welt ist grausam, aber die Grausamsten in dieser grausamen Welt sind — die Jugend und die Frommen; die Eine, weil sie Leidenschaft nur vom Hörensagen kennt, und die Andern, weil sie wohl wissen, daß sie durch Schrecken leichter regieren als durch Liebe!"

Die Worte versagten ihr; in diesem Augenblicke tönte die Tischglocke vom Schlosse herüber; sie horchte auf, als besänne sie sich, wo sie wäre, und was das bedeute, bis allmählig ihre Züge ihren früheren still heiteren Ausdruck wieder annahmen. — „Man läutet zum Frühstück der Frau Marquise!" sagte sie lächelnd; „ich muß in's Schloß zurück" — damit raffte sie den Strohhut, der ihren Händen entglitten war, vom Boden auf und wollte, noch Dominik freundlich zurückgrüßend, sich entfernen, als dieser die Arme mit einer flehenden Bewegung über das Gitter nach ihr ausstreckte.

„Vergeben Sie, Mademoiselle Adèle", sagte er, „wenn meine Aeußerungen Sie in Ihrer Empfindung für die Frau Marquise verletzt und Sie tiefer

bewegt haben, als ich es vermuthen konnte. Vergessen Sie nicht, daß Sie selbst sie mir abgedrungen haben, und lassen Sie mich nicht entgelten —"

„Sorgen Sie nicht!" rief sie nochmals freundlich grüßend ihm zu. „Ich werde Ihre Offenherzigkeit nicht mißbrauchen und wenn Sie die Frau Marquise sprechen, werden Sie sich überzeugen, daß sie nichts von dem weiß, was Sie Mademoiselle Adèlen anvertraut haben!" — Damit bog sie leichten Schrittes um die Hütte und dem zierlichen Stege sich zuwendend, der nächst dieser letzteren über den Bach führte, verschwand sie in einem der jenseits desselben nach dem Schlosse führenden Parkwege.

Dominik blickte ihr regungslos nach, so lange ihr weißes Gewand noch flatternd durch das junge Grün der Zweige schimmerte. Dann schritt auch er, Calderon unter dem Arme, in buntwechselnde Gedanken verloren dem Schlosse zu. Erst schalt er sich aus, daß er überhaupt von der Marquise zu sprechen sich herabgelassen, und daß er es mit herberer Schärfe gethan, als er im Grunde vor seinem Gewissen verantworten konnte. Dann gedachte er der Aeußerung Adèlens, daß die Frau Marquise ihn bald sprechen würde, und schmeichelte sich, in ihr eine Vertreterin seiner Wünsche gefunden zu haben. Dagegen fühlte er die leidenschaftliche Begierde, mit der er früher jene Unterredung herbeigewünscht hatte, gänzlich in sich erloschen, und belächelte den Ungestüm,

mit dem er auf dieselbe zu dringen sich vorgenommen. Allmählig aber verlor er sich in die reifliche Erwägung der Frage, ob er nicht die Einladung Mademoiselle Nicole's, an der Hausoffizierstafel und also höchst wahrscheinlich in Gesellschaft Mademoiselle Adèlens zu speisen, nachträglich annehmen sollte und, einmal auf diesen Weg gerathen, vertiefte er sich unbewußt so ganz in die Wiedervergegenwärtigung des überwältigenden Eindruckes, den Adèlen's seltene Schönheit, ihre vornehme Haltung, ihr Geist und die unwiderstehliche Anmuth ihres ganzen Wesens auf ihn gemacht hatten, daß er sich plötzlich auf seinem Stübchen angelangt sah, ohne recht zu wissen, wie er dahin gekommen war. Er setzte sich, griff mechanisch nach seinem Portefeuille und öffnete es; aber er starrte, ohne Kreide und Bleifeder zu berühren, gedankenlos auf die halbvollendete Skizze hin, an der er noch Morgens mit solchem Eifer gearbeitet hatte, als plötzlich auf ein rasches Pochen an seiner Thüre ein Lakai der Marquise in die Stube trat, um ihn zu seiner Gebieterin zu berufen. Dominik fuhr wie aus tiefem Traume empor, ließ sich zweimal die Botschaft wiederholen, ehe er sie begriff, raffte dann eiligst die längst vorbereiteten Mappen und Skizzenbücher zusammen und folgte dem Lakai, der ihn eine seiner Stube ganz nahe liegende Wendeltreppe hinab durch eine Tapetenthüre in einen Saal brachte, in dem Mademoiselle Nicole ihn erwartete,

um ihn zum Boudoir der Frau Marquise zu geleiten.

Eintretend gewahrte Dominik eine stattliche Dame, die in eine Robe von schwerem Seidenstoff gekleidet, ihm den Rücken zuwendend, an einem Tische saß, und sich in aufmerksamer Betrachtung über die vor ihr ausgebreiteten Pläne des neuen Schloßflügels hinbückte. Als er aber begrüßend näher trat, und die Marquise, den Lehnstuhl zur Seite rückend, zu ihm emporblickte, blieb er, kaum seinen Sinnen trauend, vor Erstaunen sprachlos und keiner Bewegung fähig, wie zur Bildsäule erstarrt, vor ihr stehen. Das waren Mademoiselle Adèlen's goldblonde Locken, die diese blassen Züge umrahmten, es waren Mademoiselle Adèlen's blaue Augen, die ihn anblickten, es war Mademoiselle Adèle selbst, die ihn als Marquise von Quercy begrüßte. Seine Verwirrung konnte ihr nicht entgehen, aber sie verschmähte es, sie durch irgend eine Bemerkung zu vermehren. „Vor Allem, mein Herr", begann sie, „muß ich Ihnen mein Bedauern darüber aussprechen, daß Ereignisse, die stärker waren als ich, mich bis heute verhinderten Sie zu sehen. Gegen Unvermeidliches läßt sich nicht ankämpfen, und Unmöglichkeit hebt jede Zurechnung auf!" — Sie hielt eine Weile inne, da aber Dominik, noch immer von Schamröthe übergossen, gesenkten Blickes vor ihr dastand, fuhr sie augenblicklich fort: „Lassen Sie uns daher um so eifriger die

günstige Stunde für unser Geschäft benützen. Ich billige vollkommen, daß Sie mit der Ausschmückung des Speisesaales und der Empfangzimmer beginnen wollen. Lassen Sie sehen, welche Stücke Sie dafür bestimmt haben; denn ohne Zweifel enthalten die Mappen, die Sie mitbringen, Ihre Entwürfe." — Als nun Dominik mechanisch und noch immer der Rede unfähig eine seiner Mappen vor ihr geöffnet hatte, begann sie aufmerksam Blatt für Blatt zu betrachten und wieder bei Seite zu legen, ohne dabei, sei es aus Interesse an der Sache, oder um Dominik Zeit zu gönnen seiner Verwirrung Herr zu werden, ein Wort oder auch nur einen Blick an ihn zu wenden. Als sie das letzte Blatt bei Seite gelegt hatte, blickte sie lächelnd zu Dominik auf, dessen peinliche Befangenheit mittlerweile so ziemlich der Spannung gewichen war, mit der er dem für den Künstler so wichtigen Ausspruch der Marquise entgegensah, und sagte nach einer Weile kopfschüttelnd: „Ich begreife es nicht! Halten Sie wirklich diese Hirten in Atlasmodesten und rothen Schuhabsätzen, diese gepuderten Schäferinnen in Halbreifröcken, diese weißgewaschenen parfümirten Lämmer und diese pausbackigen, auf kurzen Taubenflügeln in den Lüften schwebenden Amoretten für schön? Auf mich machen alle diese unbegreiflichen, sinnlosen Gruppen nur den Eindruck höchster Unnatur und unbeschreiblicher Albernheit!" — Dominik, im Herzen

über diese Anschauung hocherfreut, wagte gleichwohl nicht ohne Vorbereitung mit seinen ursprünglichen Entwürfen hervorzutreten, und begnügte sich anzudeuten, daß die Skizzen, die der Frau Marquise vorlägen, ganz im Style Boucher's und Fragonard's ausgearbeitet seien, und durchaus dem Geschmacke der Zeit und ihren Anforderungen entsprächen! — „Ganz recht!“ sagte die Marquise, die Mappe langsam schließend und bei Seite schiebend, „ganz recht; sie mögen modern sein und der Gegenwart als schön erscheinen! Aber haben Sie mir nichts vorzulegen, was über alle Thorheiten der Mode hinaus für alle Zeiten schön wäre und schön bliebe? Ich sehe, Sie haben da noch mehrere Portefeuilles, was enthalten sie?“ — Dominik, immer freudiger bewegt und mit einem Male aller Verlegenheit ledig, versicherte, daß er der Frau Marquise noch Entwürfe anderen Styles vorzulegen vermöge, und beeilte sich eine neue Mappe vor ihr zu öffnen. Kaum aber hatte die Marquise einen Blick auf die darin enthaltenen Skizzen geworfen, als sie ausrief: „Das ist Leben, das ist Kraft und Farbe! Welchen passenderen Stoff können wir für die Ausschmückung des Speisesaales finden, als diesen Bacchuszug; hier der jugendliche Gott auf seinem von Panthern gezogenen Triumphwagen, dort Silen auf seinem Esel, Mänaden, die dem Zuge voranschreiten, trunkene Thyrsusschwinger, die ihn beschließen und Sa-

tyre und Faunen, die im Gebüsche lauschen! Vortrefflich! Ueberall Aufschwung und Taumel, vom ersten Flügelschlag der Begeisterung bis herab zur thierischen Betäubung und cannibalischen Wuth! Aber das Deckengemälde, welchen Gegenstand würden Sie dazu für tauglich erachten?" — „Hier diese Gruppe", sagte Dominik, ein Blatt hervorziehend: „Semele, die vernichtet dahin sinkt, da ihr Jupiter auf ihren Wunsch in seiner Herrlichkeit als Donnergott erscheint!" — „Ganz recht", sagte die Marquise nach einer Pause stummer Betrachtung; „das ist es; das Leben als einen Bacchuszug betrachten, zu verwegen die letzten Fibern unseres Nervenlebens anspannen und aufregen, zu tief in das Geheimniß der Natur eindringen, die Wahrheit ohne Hülle schauen wollen, das hat uns Sterbliche immer vernichtet, muß uns vernichten!" — Sie drückte die Hand auf's Herz, seufzte tief auf und saß eine Weile starr vor sich hinblickend; dann aber sich sammelnd sagte sie: „Und die Empfangszimmer? — Was haben Sie für die Empfangszimmer vorbereitet?" — „Wenn die Frau Marquise vielleicht die Geschichte Amor's und Psyche's hiezu geeignet fänden", sagte Dominik, eiligst eines seiner Portefeuilles hervorsuchend, so wären hier einige Zeichnungen" — „Amor und Psyche!" erwiderte die Marquise, die ihr dargebotene Mappe mit einer leichten Handbewegung zurückweisend; „ein Kindermärchen, eine

schlecht ersonnene Fabel! Leute von Erfahrung wollen wissen, daß Amor mit der Psyche gar nichts, oder blutwenig zu schaffen habe! — Was haben Sie in dieser Mappe hier?" und damit streckte sie die Hand nach einem kleinen unscheinbaren Hefte aus, das Dominik eben bei Seite legte. — „In dieser Mappe", sagte er, „werden die Frau Marquise nichts finden, was für die Empfangszimmer paßte; sie enthält Gruppen aus dem Tartarus!" — Die Marquise hatte aber das Heft bereits geöffnet und sich in die Betrachtung der darin enthaltenen Zeichnungen vertieft; nach einer Weile jedoch, mit wehmüthigem Lächeln zu Dominik emporblickend, sagte sie: „Sie meinen, diese Gruppen aus dem Tartarus paßten nicht zum Schmucke der Empfangszimmer? — Wie, gibt es denn ein getreueres Bild der Gespräche in unsern Salons, als dies Schöpfen der Danaiden in ein durchlöchertes, ewig rinnendes Faß? Drehen wir uns nicht ewig wie Ixion auf dem feurigen Rade der Begierde, und schmachten wir nicht wie Tantalus in der Fülle schwelgerischen Genusses vergebens nach Befriedigung? Wie Sisyphus den tückischen Marmor, so wälzen wir täglich ächzend die erdrückende Last unserer Langweile bergan, um sie in der nächsten Stunde wieder wuchtend über uns herabrollen zu fühlen, und wie Vielen zehrt nicht der Geier des Prometheus nie gesättigt an dem müden Herzen? Welche traurige Satyre ließe

sich nicht mit Ihren Gruppen aus dem Tartarus an die Wände unserer Salons hinmalen? — Doch vielleicht finden wir noch etwas Besseres!“ setzte sie, von ihrem Lehnstuhle sich erhebend, hinzu; „beginnen Sie indessen im Speisesaale mit Ihrem Bacchuszuge!“ — Während Dominik seine Mappen zusammenraffte, ging sie einige Schritte in dem Gemache auf und nieder; dann aber, vor ihm stehen bleibend, betrachtete sie ihn eine Weile mit ihren hellen, leuchtenden Augen, und sagte: „Ihr Vater hat mich nicht getäuscht! Ich halte Sie für ein bedeutendes Talent, dem eine große Zukunft bevorsteht. Es freut mich, daß Miremont Ihnen Gelegenheit bietet es auszubilden. Gönnen Sie sich also Zeit und arbeiten Sie auch für sich, indem Sie für mich arbeiten. Auf Wiedersehen!“ — Damit wendete sie sich einer Tapetenthüre im Hintergrunde des Gemaches zu, hielt aber, die Hand auf der Klinke, wieder inne und wendete sich nach Dominik zurück: „Noch Eins!“ sagte sie mit einem sonnigen Lächeln, das dem jungen Manne das Gemach wie mit Strahlen zu verklären schien. „Noch Eins! Fühlen Sie sich in Ihrer Arbeit gestört, wenn sich neugierige Zuschauer dabei einstellen?“ — Als nun Dominik diese Frage mit dem Bemerken verneinte, er pflege sich in seine Arbeit so ganz zu versenken, daß er kaum irgend eines äußern Ereignisses gewahr werde, sagte sie mit einem schelmischen Kopfnicken:

„Nun, dann rechnen Sie auf häufige Besuche von Mademoiselle Nicole und vielleicht auch von Mademoiselle Adèlen!“ und verschwand in der Tapetenthüre.

Dominik schwankte mit seinen Mappen unterm Arme betäubt und verwirrt durch die lange Reihe von Gemächern hin, durch die er zu dem Boudoir der Marquise gelangt war; er bemerkte nicht das gutmüthig schadenfrohe Lächeln Mlle. Nicole's, die im Vorzimmer an ihm vorüber trippelte, er taumelte in dem Wirbel der Gedanken, die in ihm wie Sturzwellen über einander hinrollten, wie ein Trunkener vor sich hin, und würde in den weitläufigen Sälen und Gängen des Schlosses ohne Zweifel sich verirrt haben, wenn nicht die mildthätige Hand eines Lakais, eine Tapetenthüre öffnend, ihm die Wendeltreppe gezeigt hätte, die er vor Kurzem herabgestiegen. In seinem Gemache angelangt, sank er auf einen Stuhl und, seine Mappen achtlos auf den Boden niedergleiten lassend, barg er das Gesicht in den Händen und saß stumm und starr, ebenso unfähig, eine der Empfindungen festzuhalten, die ihn wechselweise bestürmten, als ihres gemeinsamen, überwältigenden Andranges Herr zu werden. Der gewinnende Liebreiz der Marquise, ihre Anmuth, ihre blendende Schönheit, seine Thorheit, gegen Mlle. Adèlen seine Meinung über ihre Herrin kundzugeben, die Groß-

muth, mit der die Schwerbeleidigte verschmäht hatte ihn auch nur mit einem Worte fühlen zu lassen, wie schwer er sich gegen sie vergangen habe, dann wieder der feine, so ganz mit seiner eigenen Neigung übereinstimmende Geschmack, mit dem sie seine Entwürfe geprüft und unter ihnen gewählt, die Lobeserhebungen, die sie seinem Talente gezollt hatte, der Strahl ihres Blickes, der süße Klang ihrer Stimme, alle diese Vorstellungen durchkreuzten wechselnd seine Seele, verdrängten sich gegenseitig, um bald in neuen Gedankenverbindungen nur um so quälender wiederzukehren, und vernichteten seine Fassung so gänzlich, daß er den Rest des Tages nur in stummem Hinbrüten verbrachte. Erst nach langen, peinlichen Stunden kehrte Besonnenheit in so weit ihm zurück, daß er, was nun zu thun wäre, mit einiger Ruhe überlegen konnte. Seiner Neigung nach hätte er Schloß Miremont augenblicklich verlassen mögen, um nie wieder dahin zurückzukehren; allein damit würde er die Marquise nothwendig in der Meinung noch bestärkt haben, daß sie es nur mit einem vorlauten, täppischen Knaben zu thun gehabt; er wollte sich ihr als Mann zeigen; er erkannte es als einen Ehrenpunkt, die ihm übertragenen Arbeiten zu vollenden und der hochgebornen Dame, der er erst so anmaßend und dann wieder so schüchtern und schülerhaft gegenübergestanden, Achtung und Bewunderung abzunöthigen. Zudem hoffte er, wie bisher in allen

seinen Lebensnöthen, auch jetzt in dieser peinlichen Lage durch gänzliche Hingebung an seine Arbeiten, durch völliges Versenken in seine Kunst Ermuthigung, Trost, Vergessenheit zu finden. Zu diesem Entschlusse gekommen und von diesem Gedanken bewegt, verließ er gegen Abend sein Gemach und stieg, frische Luft zu schöpfen, in den Schloßgarten hinab. Zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um die Dinge der Außenwelt wahrzunehmen, wandte er sich unbewußt den gewohnten täglich betretenen Wegen zu und sah sich plötzlich in jener Waldlichtung der mit Baumrinde gedeckten Hütte gegenüber, an deren Schwelle er Morgens mit Mlle. Adèlen gesprochen hatte, und auch jetzt leuchtete aus dem Garten, der sie umgab, wie damals ein weißes Gewand herüber. Er stand einen Augenblick wie versteinert still; dann aber vor dem Anblicke, der ihm so peinliche Erinnerungen erweckte, zurückprallend, brach er wie von Hunden gehetzt in das Dickicht des Waldes, um sich erst in weiter Ferne von der verhaßten Gegend wieder gebahnten Wegen zuzuwenden. Es waren bittere Gedanken, die ihn auf dem Heimwege nach dem Schlosse begleiteten. Das kaum mühsam beschwichtigte Gefühl der Beschämung ließ ihn wieder alle seine Stacheln fühlen; allein wenn früher das Bewußtsein sich lächerlich gemacht zu haben wie ein Alp auf seiner Seele gelastet hatte, so schnellte jetzt seine Selbstliebe wieder empor und suchte sein Benehmen vor

sich selbst zu rechtfertigen. „War es denn mein Wille“, sprach er zu sich selbst, „war es nicht der Wunsch meines Vaters, der mich herführte, mich in mir so fremde und ungewohnte Verhältnisse gerathen ließ? Arglos und gerade, wie ich bin, war es nicht natürlich, daß ich auf die an mich gerichtete Frage offen heraussagte, wie der Hof, Paris, die Welt über die Lebensweise der Frau Marquise urtheilen? War es nicht vielmehr die Heimtücke, die arglistige Verstellung der Frau Marquise selbst, die mich zu Mittheilungen verleitete, welche, wie verletzend sie auch von ihnen berührt werden mochte, ihr doch das Vergnügen in Aussicht stellten, mich später beschämen, durch ihre heuchlerische Großmuth mich niederschmettern zu können? — Ja, das war es!“

„Die hochgeborne Dame, die mich wochenlang des Augenblickes harren ließ, in dem es ihr genehm war, meine Entwürfe einzusehen, hatte diesmal die Laune, mit mir Incognito zu spielen, um sich dann an meiner Verlegenheit zu weiden, und mir durch vornehmen Gleichmuth zeigen zu können, wie wenig ihr an der Meinung von Leuten meines Gleichen gelegen sei! Wie ich sie hasse, diese hochmüthige, herzlose Puppe! Aber sie soll mich achten lernen! Ich schwöre es!“

So heftig die Aufregung war, in der Dominik von seinem Abendspaziergange heimkehrte, so übte doch der Schlaf, in den Jugend und Ermüdung,

allen Gemüthsbewegungen zum Trotz, über Nacht ihn einwiegte, einen so beruhigenden Einfluß auf seine Stimmung, daß er am nächsten Morgen mit Fassung an die Ausführung seiner guten Vorsätze gehen und die bereits vorläufig getroffenen Vorbereitungen zum Beginne seiner Arbeiten vollenden konnte. Nach wenigen Tagen war er mit den Cartons seines Bacchuszuges so weit vorgerückt, daß er daran denken konnte sie auf die Wände zu übertragen, und schon nach einer Woche konnte er zum Pinsel greifen, um die mit Kohle hingeworfenen Umrisse in Farbe auszuführen. Er war in der Durchführung dieser Arbeiten auf keine Weise gestört worden, denn mit dem Eintritte des Frühlings war in den Freunden der Marquise zu Versailles die Sehnsucht nach dem reizenden Flüchtling erwacht, und Damen und Herren des Hofes wie der Nachbarschaft beeilten sich sie in ihrer Einsiedelei aufzusuchen. Schloß Miremont wimmelte von Gästen und die Marquise wie ihr Haushalt sahen sich so sehr von der Gastfreundschaft in Anspruch genommen, daß selbst Mlle. Nicole keine Muße fand, das Thun und Lassen ihres hoffnungsvollen jungen Künstlers zu überwachen, der in dem abgelegenen Zubau des Schlosses so einsam und fern ab vom Geräusche der Welt und dem Lärmen des Tages hantierte, als lebte er schiffbrüchig auf einer Insel der Südsee verschlagen. Gleichwohl wirkte diese tiefe Stille nicht so vor=

theilhaft auf den jungen Maler und das Fortschreiten seiner Arbeiten, als er wohl selbst erwartet haben mochte. Der leidenschaftliche Wunsch, sich so ganz in seine künstlerischen Bestrebungen zu versenken, daß er darüber die Außenwelt und seine Berührungen mit derselben völlig vergäße, und die nicht minder lebhafte Sorge für das vollständige und glänzende Gelingen seines Unternehmens versetzten sein Gemüth in eine fieberhafte Erregung, die ihn mehr erschöpfte, als seine Arbeiten förderte. Statt wie sonst mit ernster Ruhe und besonnener Ausdauer seine ganze Kraft gesammelt auf einen Punkt hinzulenken und nicht weiter zu gehen, bis an dem einmal begonnenen Gemälde der letzte Pinselstrich gethan war, trieb es ihn jetzt sprungweise die Schirme, deren er theils des Lichtes, theils des Luftzuges wegen bedurfte, bald da, bald dort aufzustellen; an dieser Wandfläche hatte er eine Mänade zu malen begonnen, die den Thyrsus schwingend ihre Gefährtinnen aufforderte, den rasenden Reigen zu beschleunigen, in dem ihre Schaar, von lüsternen Faunen verfolgt, dahintobte; dort wo der Wagen des Gottes heranrollte, war schon das reizende Antlitz Ariadne's und die goldene Lockenfülle, die auf ihren schneeigen Busen herniederquoll, nahezu vollendet zu sehen, während abseits in der Ecke, wenn auch minder ausgeführt, Silen mit fettglänzendem Angesichte und purpurner Nase auf seinem Esel herantrabte. Alles dies

waren nur Anfänge, Farbeninseln, die aus dem Grau der Wände fast gespenstisch hervortraten, und die, wenn sie auch für die Fähigkeit des jungen Malers Zeugniß ablegten, doch den künstlerischen Trieb und die Fähigkeit, auf Gesammteindruck hinzuarbeiten, in Frage stellten. Er fühlte dies auch selbst, und so kam es, daß er den Saal, der der Schauplatz seiner Thätigkeit geworden, nur selten guter Hoffnung und mit dem Gefühle innerer Befriedigung verließ. Auch waren die einsamen Spaziergänge die er Abends, der Erholung bedürftig, anzutreten pflegte, nur wenig geeignet, ihn der Verstimmung, der geheimnißvollen Unruhe zu entreißen, die sich seines ganzen Wesens bemächtigt hatten. Sein Unmuth steigerte sich aber zur Bitterkeit, wenn er, trübsinnig die Kastanienallee der Avenue hinwandelnd, die Frau Marquise mit ihren Gästen, von einem ihrer Ausflüge heimkehrend, zu Pferde oder zu Wagen an sich vorüberjagen sah, oder wenn er spät Abends an der Gartenrampe des Schlosses vorüberkam und aus den hellerleuchteten Fenstern der Gallerie Musik und fröhliches Gelächter zu ihm herunter schallten. „Ob die Frau Marquise“, zuckte es dann durch seine Seele, „ihren hochgebornen Gästen wohl schon von meiner Begegnung mit Mlle. Adèle erzählt, und die vornehme Gesellschaft das köstliche Abenteuer nach Gebühr belacht haben wird? — Oder“, setzte er fast zähneknirschend hinzu, „weiß sie

vielleicht gar nicht mehr von mir, und hat sie, nachdem sie darüber gelacht, der Posse wie des Pickelhärings vergessen!" — Der Einzige, mit dem er auf seinen abendlichen Wanderungen ab und zu zusammentraf, Duvivier, der Hausarzt der Marquise, schien diesen seinen Unmuth wenigstens in Beziehung auf die Gäste des Hauses zu theilen. „Das lebt", sagte er, die Faust gegen die flammenden Fenster schüttelnd, „das lebt, als ob sie ewig leben sollten und sind doch nicht des nächsten Tages sicher! Geld und Gut mögen sie immerhin verschwenden, aber ihre Zeit, ihre Nachtruhe, ihre Gesundheit sollten sie zu Rathe halten, die Thoren!" — Dagegen verhielt er sich, wenn Dominik auf solche Aeußerungen hin das Gespräch auf die Marquise und ihre Vergangenheit hinlenkte, ganz ablehnend; er betheuerte, die Marquise, die er von Kindesbeinen an gekannt habe, wäre, als sie aus dem Kloster nach Miremont zurückgekehrt sei, die reinste, edelste Seele, ein Engel an Güte und Anmuth gewesen. Was dort am Hofe mit ihr geworden wäre, das möchten jene verantworten, welche sie dahin gebracht hätten, und seiner Ueberzeugung nach thäten diejenigen, die Steine nach ihr würfen, besser, vorerst jene wegzuräumen, die vor ihrer eigenen Thüre lägen. Und damit das Gespräch abbrechend, pflegte er murrend und grollend fortzulaufen und Dominik sich selbst und seinen wirr auf und nieder fluthenden Gedanken zu überlassen.

So vergingen die Tage, ohne daß einer in der Lebensweise wie in der Stimmung des jungen Malers irgend eine Veränderung herbeigeführt hätte. Jeden Morgen ging er erst in die Messe und dann an die Arbeit, die er nur am Sonntag unterbrach, um den Tag frommen Betrachtungen und der Beantwortung der Briefe zu widmen, die er die Woche über empfangen hatte. Die Mehrzahl dieser letzteren rührte von seinen Aeltern her; allein weder jene des Vaters noch die der Mutter waren geeignet wohlthätig auf ihn einzuwirken, denn wenn die halb frivolen, halb ernstgemeinten Rathschläge des Vaters: er möge durch Fleiß und unbedingte Erfüllung aller Wünsche der Frau Marquise sich ihre Gunst und das Wohlwollen der hohen Gesellschaft erwerben, die in ihrem Hause verkehre, seinen leidenschaftlichen Unmuth nur steigerten, so beraubten die Klagen der Mutter über den Zustand ihrer Gesundheit, ihre Ermahnungen: Demuth und Geduld, Gottergebenheit und Glaubensinnigkeit in allen Verhältnissen des Lebens festzuhalten, ihn vollends alles Muthes und Selbstvertrauens. Er fühlte, daß seine jetzige Gemüthsverfassung den Wünschen und Erwartungen seiner Mutter keineswegs entspreche, daß er innerlich zerfallen und mit sich uneins, daß er schlechter geworden, seit er Schloß Miremont betreten, und täglich schlechter werde. Er fühlte dies Alles, aber er fühlte zugleich seine Ohnmacht, dieser leiden=

schaftlichen Stimmung Herr zu werden, oder gar sich von der begonnenen Arbeit loszureißen, deren Vollendung seiner Künstlerseele täglich reizender und verlockender erschien, je mehr Schwierigkeiten ihm dabei in den Weg traten, je mehr Anstrengungen er daran zu wenden hatte. Ein unerwartetes Ereigniß sollte jedoch seinem belasteten Gemüthe, wenigstens in einer Beziehung, Erleichterung und Trost gewähren. Einmal Nachts im ersten Schlafe wurde er plötzlich wieder durch dasselbe Geräusch aufgestört, das in der ersten Nacht seines Aufenthaltes zu Miremont ihn geweckt hatte. Scharfe Klingelzüge, Gerenne und Gelaufe in den Gängen, auf den Treppen, rasches Oeffnen und Zuwerfen der Thüren, dumpfes Schmerzgestöhne, das aus der Hauptetage des Schlosses zu ihm heraufschallte, Alles wiederholte sich wie damals, nur daß Geräusch und Unruhe, Schmerzgestöhne und Gewimmer länger andauerten, und ihm erst gegen Tagesanbruch hin wieder einzuschlafen vergönnten. — Als er aber am Morgen in den Schloßhof hinabstieg, fand er ihn voll Leben und Bewegung; die Wagen der fremden Gäste waren angespannt, Gepäcke wurde herbeigetragen, und die Dienerschaft stand des Aufbruches gewärtig an den Kutschenschlägen. Auf Dominik's Frage: Was es gäbe? was Alles dies zu bedeuten habe? ward ihm von da und dorther die Antwort, die Frau Marquise habe Nachts ein hef-

tiges Unwohlsein befallen, und ihre Gäste brächen auf, weil sie ungestörter Ruhe bedürfe und sich aller Aufregung zu enthalten habe. Duvivier, der in diesem Augenblicke mit allen Spuren einer durchwachten Nacht in seinen Zügen, seinen Arzneikasten unter dem Arme, die Rampe herabkam, rief, an Dominik vorübereilend, ihm hastig zu: „Habe ich's nicht vorausgesagt! Dieses Schwärmen, dieses Nachtwachen, diese Nervenaufregung mußte diese Folgen haben; wie man's treibt, so geht's!" — Dominik wünschte nähere Auskünfte zu erhalten, Duvivier aber war schon in der Thüre seines Laboratoriums verschwunden, und da die Umstehenden ihn versicherten, die erste Wuth des Anfalls sei gebrochen und die Marquise befände sich besser, so ging er an seine Geschäfte, nicht ohne ein Gefühl tiefen, unruhigen Bedauerns, und doch mit einer gewissen Befriedigung, von deren Grunde er sich keine Rechenschaft zu geben wußte, und es auch nicht versuchte.

Bei der Stille, die fortan im Schlosse herrschte, nahmen seine Arbeiten besseren Fortgang, denn wenn er auch noch immer gegen seine bisherige Weise an verschiedenen Stellen nebeneinander malte, so unterließ er doch von nun an die Zahl der Anfänge zu vermehren, und es gelang ihm, sich mit immer größerer Ruhe und Innigkeit in die Details der Ausführung zu vertiefen. Die Frau Marquise freilich ließ auch jetzt nicht von sich hören, und

Dominik mochte noch immer wie früher in Zweifel sein, ob sie überhaupt noch wisse, daß er in der Welt sei; allein sie war krank, und wenngleich Duvivier, der sich Anfangs sehr beunruhigt, ja bestürzt gezeigt hatte, dies jetzt nicht mehr zugeben wollte und, mürrisch und grämlich wie immer, allen näheren Erörterungen ausweichend, nur von Krämpfen und Nervenzufällen sprach, die sich in Kurzem geben und nicht sobald wiederkehren würden, wenn die Frau Marquise sich nur Ruhe gönnen und alle Aufregung meiden wollte: sie war doch krank, und als Kranke für Dominik nur noch ein Gegenstand innigen, zärtlichen Bedauerns. Dazu kam, daß nach Verlauf weniger Tage Mlle. Nicole sehr häufig in dem Zubau des Schlosses sich zu schaffen machte, was früher wochenlang nicht geschehen war. Mehr als einmal sah Dominik sie durch die halb offene Thür ihr zierlich gepudertes Lockenköpfchen neugierig hereinstrecken, und gar oft wenn er, Pinsel und Malerstock in der Hand einige Schritte zurückgetreten, in das Anschauen seiner Schöpfungen und in die Prüfung ihrer Wirksamkeit versunken dastand, hörte er hinter den Schirmen, mit denen er die Wandstelle, an der er arbeitete, zu umgeben pflegte, Frauengewänder rauschen und niedliche Pantöffelchen eilig hinwegtrippeln, sobald er irgend Miene machte, der zudringlichen Späherin nachzuspüren. Nun hatte freilich Mlle. Nicole bei jeder Gelegenheit ihre glü-

hende Begeisterung für Kunst und jugendliche Künstler unverholen an den Tag gelegt, allein die Möglichkeit war doch nicht ausgeschlossen, anzunehmen, daß Mlle. Nicole nicht bloß aus Neugier und Kunstliebe, sondern mitunter auch im Auftrage ihrer Gebieterin diese ihre Späherzüge unternähme, um dieser letzteren über das Fortschreiten der Arbeiten Dominik's zu berichten. Daß dieselben wirklich immer gedeihlicher fortschritten, konnte der junge Maler bald selbst nicht mehr verkennen, und diese Einsicht wirkte wieder so vortheilhaft auf seine Stimmung zurück, daß er mit der Schnellkraft frischer Jugend bald ganz die dem schaffenden Künstler so unentbehrliche ruhige Sammlung und Heiterkeit des Geistes zurückgewann, welche nur von Zeit zu Zeit durch die Briefe seiner Mutter und deren stets zunehmende Klagen über den Zustand ihrer Gesundheit getrübt wurden.

Nach einer mit eisernem Fleiße in angestrengter Arbeit hingebrachten Woche beschloß Dominik, den Sonntag, wie er schon lange sich vorgenommen, einem Ausfluge nach Niort zu widmen und dort das Kloster und die Franziskanermönche zu besuchen. Es war ein schöner Junimorgen, als er seinen Weg antrat, der durch üppige Fluren und segenreiche Saatfelder sich hinschlängelnd ihn binnen einer Stunde an den Fuß des Hügels führte, von dessen Gipfel ihm die stattlichen Klostergebäude und die im Strahle der Morgensonne weithin flimmernden Thürme der

Kirche entgegenblickten. Dominik, in heiterster Stimmung des schönen Morgens genießend, hatte sich Zeit und Muße gegönnt, hier ein Blümchen am Wege zu pflücken, dort eines Ausblickes auf ferne Gebirge sich zu erfreuen, und fand auch nun, das Ziel seiner Wanderung vor Augen, kaum einen Grund, seine Schritte zu beschleunigen. Er stieg langsam und gemächlich die Anhöhe hinan, und gelangte bald auf einen breiten mit schattigen Ulmen besetzten Weg, der gerade zur Kirche emporführte. Hier aber überholten ihn allmählig die Landleute, die rings aus den Gehöften des Thales, mitunter aus weitentlegenen Dörfern, herbeiströmten, und Jung und Alt, Männer und Weiber, Kinder und Greise truppenweise, hastigen Schrittes an ihm vorbeieilten.

„Hört ihr“, rief ein altes Mütterchen, an ihrem Stabe dahinhumpelnd, ihren Enkelkindern zu, die abseits vom Pfade auf der Wiese sich herumtrieben, „hört ihr, sie läuten schon zur Kirche! Vorwärts, Kinder, wenn wir noch Platz finden sollen! Heute predigt Pater Anselm und die Kirche wird übervoll sein!“ — Dominik stutzte. — Pater Anselm! — War das nicht der Name des Mönches, über dessen Predigt nach Pater Polycarp's Aussage die Frau Marquise dereinst in lautes Gelächter ausgebrochen war? Und dieser predigte heute und bot somit dem unbefangenen Zuhörer Gelegenheit, das Maß ihrer Beschuldigung, ihrer Nichtachtung der Religion, deren

Vorschriften und Gebräuche zu beurtheilen. Dieser Gedanke beflügelte Dominik's zögernden Schritt, und führte ihn bald in die Mitte der um die Kirche her sich immer dichter zusammenballenden Menge, deren Schwall ihn ergriff, fortriß, und fast ohne sein Zuthun über die Stufen des Einganges hinwegtrug. Eingetreten sah er sich in seinen Erwartungen, so gering sie auch gewesen, vollkommen getäuscht. Das Schiff der Kirche, von plumpen Mauerpfeilern getragen, weißgetüncht, von kleinen Fenstern nur spärlich erleuchtet, und mit Altären, Heiligenbildern, Votivtafeln, Fahnen und Reliquien überladen, gewährte einen wenig erhebenden Anblick. Rings um ihn her wogte die Menge, jeden Fußbreit Raumes erfüllend, dumpfbrausend auf und nieder; jetzt aber ertönte schrillen Klanges ein Glöckchen, und plötzlich trat tiefe Stille ein. Alle Augen wandten sich der Kanzel zu, auf der nun ein hinfälliger Greis, die Stola über dem Chorhemd, erschien, dessen weiße Haare und vorgebückte Haltung in seltsamem Widerspruche mit seinen feurigen Augen und seiner hochgerötheten Adlernase standen; er begann mit etwas näselnder Stimme das Evangelium abzulesen, dessen Inhalt ihm Anlaß bot, über die Gefahren zu sprechen, mit welchen Reichthum das Seelenheil derjenigen bedrohe, die sich verlocken ließen, dessen Erwerbung und Vermehrung als die Aufgabe und den Zweck ihres Erdenlebens zu betrachten. Er sprach anfangs

zwar im Patois der Gegend, aber langsam und bedächtig, und setzte die Gegenstände, die er in seiner Rede in Betrachtung ziehen wollte, klar, folgerichtig und mit solchem Ernste der Ueberzeugung auseinander, daß Dominik mit gespannter Aufmerksamkeit seinem Vortrage sich hingab. Allmählig wärmer werdend aber, erging er sich in solchen Uebertreibungen, in so scurrilen Späßen, begleitet von so possenhaften Geberden und so laut wiederhallenden Faustschlägen auf die Brustlehne der Kanzel, daß Dominik bald, seiner früheren Theilnahme gleichsam sich schämend, seine Blicke unwillkührlich von dem auf der Kanzel wie toll herumrasenden Greise, seinen immer unheimlicher blitzenden Augen und den wirr um sein fieberglühendes Antlitz flatternden weißen Haaren abzuwenden sich gedrungen fühlte, und die nächste Bewegung der ihn umgebenden Menge benützte, um sich aus dem Qualm der überfüllten Kirche in's Freie zu retten. Begierig die frische Sommerluft wieder einathmend, schritt er langsam und gedankenvoll die Anhöhe hinab; er war von Toulouse her an leidenschaftliche Kanzelredner, an lebhaftes Geberdenspiel und größeren Aufwand von Stimmmitteln, wie sie dem Südländer eigen, gewöhnt; allein hier war ihm ein Uebermaß entgegengetreten, das in seiner Geschmacklosigkeit an Rohheit und Unverstand grenzte und für Gebildete alle Erbauung ausschloß, wenn es auch die Menge zu fesseln und

anzuregen vermochte. Er begriff vollkommen, daß eine Dame, wie die Marquise von Quercy, je weniger religiöse Anlagen sie besaß, um so entschiedener dieser Art und Weise, Gottes Wort auszulegen, sich abwenden mußte; aber ganz entschuldigen konnte er sie doch nicht! — „Lachen", flüsterte er, den Kopf schüttelnd, vor sich hin, „lachen hätte sie doch nicht sollen!" — Am Fuße der Anhöhe angelangt, verließ er den Weg, der ihn nach Niort geführt hatte, um einen andern einzuschlagen, der am Saume eines Birkenwäldchens gegen Miremont hinlief und ihm mehr Schutz gegen den zunehmenden Brand der Junisonne zu verheißen schien. Allein er sah sich in seinen Erwartungen getäuscht; der spärliche Schatten entschädigte ihn nur wenig für die gesteigerte Beschwerlichkeit des Weges, und er sah nicht ohne Befriedigung aus dem Garten einer Dorfschenke, an dem er vorüberkam, das dichte Laubdach einer alten Linde ihm entgegenwinken, das ihn unwiderstehlich zu ruhen und sich zu erquicken einlud. Er trat ein, und war im Begriffe auf die gastliche Linde zuzuschreiten, als er gewahr wurde, daß bereits eine zahlreiche Gesellschaft den Tisch umlagerte, der unter dem Schatten ihrer Aeste in den Boden eingerammt war. Es waren Landedelleute, die in den nahen Wäldern einem Paar räuberischen Füchsen das Diebshandwerk gelegt hatten, und nun nach beendeter Jagd ihre Jagd-

beute, Flinten und Waidsäcke abgeworfen hatten, um rastend sich an gutem Wein und einem ländlichen Frühstücke zu laben, bis ihre Dienerschaft mit Wagen und Pferden eingetroffen sein würde. Dominik glaubte unter den lustigen Gesellen einige der Gäste zu erkennen, die unlängst auf Schloß Miremont zum Besuche gewesen, und wenige Minuten genügten, um ihm zu bestätigen, daß er vollkommen recht gesehen. Denn kaum hatte er, in eine schattige Ecke des Gartens zurückgezogen, seinen brennenden Durst zu löschen, einige Gläser Wein hinuntergestürzt, als die Jagdgesellschaft unter der Linde immer wärmer und ihr Gespräch endlich so laut wurde, daß ihm keine Sylbe davon entgehen konnte. „Nein, Flavigny, Sie haben Unrecht", rief ein junger Mann von gesetztem, ernsthaftem Wesen; „ich war über drei Wochen zu Miremont, und habe nichts von dem jungen Abbé bemerkt, mit dem sie, wie das Gerede ging, in ihrer Einsamkeit erbauliche Betrachtungen und geistliche Uebungen pflegen soll!" — „Nichts bemerkt!" erwiderte der Angeredete, ein hagerer Mann, mit dem Ausdrucke verbissenen Hohnes in den abgelebten Zügen: „Nun freilich, Ihnen, Baugoyn, wird sie ihren Gewissensrath nicht vorgestellt haben; eine Dame, wie die Marquise von Quercy, die den kleinen Valcour den Nachforschungen seines Obersten, seiner Eltern, wie der Polizei dadurch zu entziehen wußte, daß sie ihn,

natürlich um seine Erziehung zu vollenden, durch acht Tage in Frauenkleidern bei sich verbarg, eine Dame von solcher Lebenserfahrung versteht, ihre Freude unter der Hand sich zurecht zu legen, und sie im Stillen zu genießen!" — „Wie dem auch sei", hub ein Dritter an, ein kräftiger junger Mann, mit blitzenden schwarzen Augen, den seine Gefährten Grandcourt nannten, „wie dem auch sei, das wenigstens ist gewiß, daß ich während meines letzten Besuches auf Schloß Miremont an der Frau Marquise nicht die mindeste Spur von der Neigung zum Klosterleben entdecken konnte, die meine Betschwestern von Tanten aus Anlaß des Winters, den sie einsam auf dem Lande hinbrachte, ihr andichten zu müssen glaubten!" — „Freilich", erwiderte Flavigny höhnisch lächelnd, wie mochte sie Ihren schwarzen Augen gegenüber an's Klosterleben denken!" — Baugoyn dagegen unterbrach das Gelächter, das dieser Rede folgte, mit der Bemerkung, daß er gleichwohl während seines letzten Aufenthaltes zu Miremont die Marquise bei Weitem nicht so lebhaft und heiter als sonst, sondern im Gegentheil auffallend ernst und still gefunden, und mitunter einen Zug rührender Schwermuth um ihre Lippen hätte spielen sehen! — „Natürlich", erwiderte ein junger flaumbärtiger Mann mit selbstbewußtem Lächeln, „sie kann noch immer nicht verschmerzen, daß Richelieu sie sobald, so rücksichtslos verlassen!" — „Nichts da, Cousin Mau-

pas", begann hier ein ältlicher Herr an seiner Seite, dessen Haltung wie seine überaus zierliche Tracht verriethen, daß er sein Lebelang mehr in der parfümirten Atmosphäre von Versailles, als in der scharfen Gebirgsluft der Auvergne geathmet hatte; „nichts da, so wahr ich Beaumesnil heiße, Sie sind im Irrthum! Nicht Richelieu hat sie, — sie hat ihn verlassen, nach einer Verbindung von kaum drei Tagen, um einen Offizier der Gardes du corps verlassen! Ich habe es von Richelieu selbst, der von dem Affront so frappirt war, daß er kaum Fassung genug gewann, den Schein zu retten, und vor der Welt ihr die Rolle zuzuschieben, die sie ihn selbst hatte spielen lassen!" — „Alle Wetter", versetzte Maupas, „wenn dem so ist, sollte es mich nicht wundern, wenn sie früher oder später ihre Absicht erreichte und die Dubarry verdrängte; denn schön ist sie, schön" — — „Ja, das ist sie", unterbrach ihn Flavigny mit cynischem Lachen; „erschien sie doch letzthin auf dem Maskenballe als Diana in einem Anzuge, der so wenig zu errathen übrig ließ, daß nur ein Blinder ihre Schönheit bezweifeln könnte!" — „Morbleu", rief Grandcourt, an seinem Schnurrbarte drehend, mit flammenden Blicken, „wenn der Preis so schön, und die Mühe, wie es scheint, so gering ist, warum lassen wir Herren in der Provinz uns die Gelegenheit entgehen, die man in Versailles so trefflich zu nützen verstand?" — „Ei nun, versuchen

Sie Ihr Glück!" erwiderte Beaumesnil mit der Tabatière von Porzellan spielend. „Pochen Sie, es wird aufgethan werden! Sie dürfen es wagen; Sie sind ein stämmiger, breitschulteriger Bursche, Sie haben etwas zuzusetzen; meinem schmächtigen Cousin Maupas dagegen würde der Spaß übel bekommen; Witwen so vieler Männer, wie Richelieu sagt, sind schwer zu befriedigen!" — Ein schallendes Gelächter folgte dieser Rede; Dominik aber, einige Silberstücke auf den Tisch hinwerfend, stürzte unsicheren Schrittes aus dem Garten, um in fiebernder Hast und dumpfer Betäubung seinen Weg nach Miremont fortzusetzen. Er stürmte fort, als könnte er dem wilden Schmerze entfliehen, der sein Herz zusammenkrampfte und die fliegenden Pulse seiner Schläfe zu zersprengen drohte!

Noch immer gellte das Gelächter jener Edelleute wie das Geheul der Verdammten, wie der Racheschrei der Furien ihm in's Ohr, und jagte ihn halb taumelnd über Stock und Stein weiter, bis er endlich eine Anhöhe erreichte, wo der frische Hauch der Lüfte und der Schatten des Hochwaldes seine heiße Stirn erquickend kühlte, und Erschöpfung den athemlos Keuchenden endlich zwang seine Schritte zu mäßigen. Allein je mehr das Toben seiner Pulse sich legte, je freier seine Brust wieder Athem holte, um so quälender deutlich kehrte ihm die Erinnerung des Erlebten zurück, um so wilder lodernd flammte der Kampf

widerstreitender Gefühle in seiner Seele empor. — „Ich Feigling“, sprach er zu sich selbst, „warum griff ich nicht nach einer der Büchsen, die zwei Schritte von mir am Baume lehnten, und jagte dem nichtswürdigen Verleumder eine Kugel durch den Kopf! — Verleumder? — Waren es denn auch Verleumdungen, alle die gräßlichen Dinge, die ich vernehmen mußte? Spricht nicht alle Welt von ihr wie diese hier? — Und doch — ist es denn möglich, daß ein Wesen voll Anmuth und Würde, voll Geist und Bildung, wie das ihre, solche Verworfenheit in sich verbergen, daß sie, von einem solchen Meer von Schönheit und Liebreiz umflossen, so tief sinken, in solchem Schlamm sich wälzen, so völlig aller Scham und Sitte sich entfremden könnte? Und wir sind in Frankreich, und Franzosen wagen es ungescheut und öffentlich den Ruf einer Dame ihres Gleichen mit solchen schmachvollen Beschuldigungen zu beflecken, und da war nicht einer unter ihnen, der aufgetreten wäre und sie als Lügner gebrandmarkt hätte, und ich selbst, ich Elender, saß dabei, und hörte und knirschte und bebte, aber ich sprang nicht auf und schleuderte mein Glas dem hämischen Schurken in die Fratze! — Und warum that ich's nicht? Weil ich, der Bürgerliche, der arme Maler, von diesen Edelleuten mißhandelt zu werden scheute? — Pah, bürgerliche Fäuste schlagen auch Beulen! — Oder fürchtete ich unbewußt, sie würden meiner kindischen

Unerfahrenheit spotten, mir Zeugen entgegenstellen, mich durch Beweise ihrer Schlechtigkeit meiner Thorheit überführen? — Ja, das war es! Diese Hochgebornen glauben Alles zu dürfen, weil sie Alles vermögen; Sitte und Anstand sind ihnen nur Schaugepränge, den Pöbel zu täuschen; das Gelüste, die Laune des Augenblicks ist ihnen Gesetz! Was liegt ihnen an dem Urtheil einer Welt, deren eine Hälfte sie verachten, und deren andere so schlecht ist, als sie selbst! — Und sie, sie ist auch eine Hochgeborne!" —

Während er so zu sich sprach, überkam ihn so bittere Traurigkeit, so tiefes Herzeleid, daß er plötzlich in's Moos niedersank und in heiße Thränen und krampfhaftes Schluchzen ausbrach. Allein dieser Sturm wallender Empfindung machte bald ruhigerer, kälterer, ja friedseliger Ueberlegung Platz! — „Pah", rief er, sich vom Boden aufraffend und unmuthig seine von Thränen überströmten Backen trocknend, „welch ein Thor bin ich! — Was ist mir, dem armen Maler, die Marquise von Quercy? Was habe ich von ihr zu erwarten, als nach vollendeter Arbeit so und so viel Louisd'ors und einen höflichen Abschied? Was kümmert mich ihr Lebenswandel, ihr Glaube, ihr Ruf? Was habe ich, Dominik Didier, mit Frau von Quercy zu schaffen, als ihre Aufträge auszuführen und dann meiner Wege zu gehen, möge sie ihrerseits leben oder sterben, gen Himmel oder zur Hölle fahren!" — In dieser

gereizten Stimmung frisch und kräftig ausschreitend, gelangte er bald nach Miremont, und aus Gewohnheit, Zerstreuung oder Zufall lenkte er seine Schritte nicht seiner Wohnung, sondern dem Schloßflügel zu, dessen Säle sein Pinsel zu schmücken hatte. Mechanisch die Klinke der Thüre aufdrückend, die in den Saal führte, an dessen Wänden sein Bacchuszug prangen sollte, sah er sich Mlle. Nicole gegenüber, die sich unter vielen zierlichen Knicksen und einem höchst anmuthigen Anschein von Verlegenheit entschuldigte, während seiner Abwesenheit die Schwelle dieses Heiligthums der Kunst eigenmächtig überschritten zu haben. Briefe, die für Herrn Didier angelangt wären, hätten ihr einen willkommenen Anlaß geboten, wieder einmal nach langer Zeit mit dem hoffnungsvollen Künstler in Verkehr zu treten, und sie müsse gestehen, setzte sie hinzu, indem sie dem jungen Manne einige Briefe hinreichte, sie habe die Abwesenheit des Priesters benützt, um den Tempel nach allen Seiten hin in Augenschein zu nehmen. Sie sei, fuhr sie unter lebhaftem Mienenspiele fort, entzückt, zur Bewunderung hingerissen, und wisse kaum, ob sie die künstlerische Vollendung seiner Arbeiten, oder deren rasches Fortschreiten mehr anzustaunen habe. Nur müsse sie bedauern, setzte sie schelmisch lächelnd hinzu, daß ein so ausgezeichneter Künstler wie Herr Didier in seinen Schöpfungen nicht ganz mit der Rücksicht und Discretion zu Werke

gegangen sei, die von seiner hohen Bildung und seinem sonst den Anstand nach allen Seiten hin so sorgfältig beachtenden Benehmen zu erwarten gewesen wären. — „Wie meinen Sie das?“ fragte Dominik nach einer kurzen Pause, in der er, seinem bisherigen Gedankengange plötzlich entrissen, sich zu sammeln suchte. „Sie erschrecken mich! Worin hätte ich in meinen Arbeiten Indiscretion und Rücksichtslosigkeit bewiesen? Meine Wandgemälde entsprechen genau den von der Frau Marquise geprüften und gebilligten Skizzen!“ — „Allerdings den Gegenständen und den Umrissen, aber nicht so ganz der Ausführung nach!“ versetzte Mlle. Nicole, sich an der Verlegenheit des jungen Mannes weidend — „Ich weiß“, fuhr sie fort, „der Phantasie des Künstlers sind keine beengenden Schranken zu ziehen, und ich will in der Voraussetzung, daß ein so frommer und gut katholischer Christ wie Herr Didier durchaus keine Herabsetzung der Diener seiner geheiligten Religion beabsichtigt haben könne, gerne zugeben, daß Ihr Pinsel dem dort auf dem Esel zwischen zwei Weinschläuchen hin und her schwankenden Trunkenbolde nur ganz zufällig und Ihnen selbst unbewußt eine so auffallende Aehnlichkeit mit Pater Polycarp, einem höchst ehrwürdigen Priester und Conventualen des Franziskanerklosters zu Niort, verliehen habe, aber Sie werden mich nie glauben machen, daß bei jener doch gewiß etwas zu sehr der Kleidung ermangelnden,

augenscheinlich eine höchst gewagte Bourree tanzenden Dame, deren Züge den meinen so ähnlich sind, als ob sie aus dem Spiegel gestohlen wären, nicht irgend eine Schelmerei im Spiele ist.“ Sie wisse, setzte Mlle. Nicole mit einem tiefen Knicke züchtig und verschämt lächelnd hinzu, sie wisse, daß sie sich glücklich zu schätzen habe, daß ihr ganz gewöhnliches, und Interesse zu erwecken so wenig geeignetes Gesichtchen der Auszeichnung gewürdigt worden sei, von dem Pinsel eines so trefflichen Künstlers der Nachwelt überliefert zu werden, allein sie müsse gleichwohl in Rücksicht auf ihren Ruf bedauern, fuhr sie, ein höchst anmuthiges Erröthen erzwingend, fort, daß diese Aehnlichkeit der Gesichtszüge unkundige Bewunderer des Gemäldes vermuthen lassen könnte, daß auch andere Partien desselben, zum Beispiel Theile des Oberkörpers, die Beine und so weiter aus der Erinnerung gemalt sein könnten, wozu sie doch ihres Wissens Herrn Didier keine Gelegenheit gegeben hätte!

Mlle. Nicole mochte auf diese Bemerkung eine andere, galantere Antwort erwartet haben, als die Entschuldigungen, die Dominik tief erröthend hervorstammelte, und dessen Versprechen: da er doch die ganze Figur der Bacchantin nicht umzugestalten vermöge, sofort die Aehnlichkeit der Gesichtszüge zu beseitigen, denn sie lehnte diesen Antrag ziemlich trocken mit der überaus bescheidenen Wendung ab, sie sei, da er die Absicht zu beleidigen

leugne, um so mehr vollkommen zufrieden gestellt, als die Correctheit der bedenklichen Körpertheile jeden Beschauer von selbst überzeugen würde, daß die Originale solcher Copien nur einer Göttin, nicht einer unbedeutenden Kammerzofe zugetraut werden könnten! — Als jedoch auch diese Andeutung nicht die Erwiderung fand, auf die, als so ganz nahe liegend, Mlle. Nicole in jeder Beziehung Anspruch zu machen sich berechtigt glauben mochte, konnte die Schwergekränkte sich nicht versagen, ihrer Gereiztheit auf irgend eine andere Weise Luft zu machen. „Freilich“, sagte sie, „war es immer das Vorrecht der Künstler, mit den Göttern des Himmels wie der Erde wie mit ihres Gleichen zu verkehren; allein“, setzte sie mit süßsaurem Lächeln hinzu, „es bleibt doch immer mit Gefahren verbunden, und wenn auch, wie die Sage geht, Adler in die Sonne zu sehen vermögen, sterbliche Menschen pflegen darüber blind zu werden.“ Als Dominik aber, von dieser Aeußerung befremdet, fragte, was sie damit meine, zeigte sie auf das Bild der Ariadne hin, das frisch und lebendig, eine Farbenoase, aus dem Grau der Mittelwand des Saales hervorleuchtete, und sagte: „Nun, ich meine, Herr Didier, daß Sie da auch etwas zu lange in die Sonne geguckt, darüber ganz begreiflich uns andere irdische Geschöpfe aus dem Auge verloren haben und für unsere etwaigen Vorzüge blind geworden sind!“ Damit machte sie einen tiefen

Knicks und wollte aus dem Saale schlüpfen, Dominik aber ergriff ihren Arm und zwang sie still zu stehen! „Mlle. Nicole“, sagte er, „ich verstehe Sie nicht. Was sprechen Sie da von Göttern und Sonnen und von der Gefahr blind zu werden?“ — „Nun, Herr Didier“, versetzte die Soubrette mit einem boshaften Aufblitzen der schelmischen Augen, „Sie werden doch gestehen, daß bei jenem Bilde dort nicht die Hand, sondern das Herz den Pinsel geführt habe, und werden nicht leugnen, daß es Zug für Zug bis auf das Leberfleckchen am linken Mundwinkel der Frau Marquise von Quercy gleicht! In der That, ein schönes Bild, ein Meisterstück, Herr Didier! Allein sehen Sie sich vor; es gibt Trauben, die sauer sind, weil sie zu hoch hängen, und lassen Sie sich gewarnt sein, um später nicht klagen zu müssen!“ Und damit ihr Handgelenk seinen umklammernden Fingern entwindend, huschte sie kichernd zum Saale hinaus.

Dominik stand einen Augenblick wie versteinert, dann ging er raschen Schrittes auf das Bild der Ariadne zu und überflog dessen Einzelheiten mit prüfendem Blicke! — Ja, es war so, wie sie gesagt hatte! Es war das Bild der Marquise! — Unbewußt hatte er es auf die Wand hingeworfen, mit Liebe es ausgeführt, mit Begeisterung es vollendet! Ja, sie war es! Und nun war ihm auch das Geheimniß seiner Seele enthüllt, nun wußte er,

warum sie seit Wochen Groll und Sehnsucht, Zorn und Mitleiden, Abscheu und Bewunderung in raschem Wechsel durchzuckte! Nun wußte er, daß er sie liebe mit aller Gluth der ersten Neigung eines unentweihten Herzens, mit aller Verzweiflung der Leidenschaft, mit aller Inbrunst, welche Unerreichbarkeit in edlen Gemüthern entzündet! — Aber nun fühlte er auch die Thränen, die er erst vor Kurzem im Walde auf dem Moose hingestreckt vergossen, wieder auf seinen Wangen brennen, das Gelächter der Edelleute dort in der Schänke gellte wieder in seine Ohren und seine Seele empörte sich gegen das Joch, das ein Blick ihr auferlegt hatte, seine Wangen brannten vor Scham, daß er vergöttere, was Gott und die Welt, was sein eigener Verstand verwerfe, und mit rascher Hand eine Kohle ergreifend, die nebenbei auf dem Schemel lag, hatte seine Hand in wenigen Minuten das Werk vieler begeisterter, glücklicher Stunden in eben so leidenschaftlicher Aufregung vernichtet, wie sie es geschaffen. Er war noch mit dem Verlöschen der edlen Züge in ungestümer Hast beschäftigt, als er seine Schulter von einem Fächer leicht berührt fühlte. Er blickte auf und sah die Marquise vor sich stehen. In einem weißen Morgenanzuge, ganz jenem ähnlich, in dem sie zuerst als Mlle. Adèle ihm entgegengetreten, in derselben anmuthigen und doch würdevollen Haltung stand sie vor ihm; wie damals umwogte

goldene Lockenfülle die feinen Züge ihres Antlitzes, dessen noch durchsichtigere Blässe den Strahlenblick ihrer blauen Augen nur um so leuchtender erscheinen ließ. „Ganz recht, Herr Didier“, sagte sie mit einem scharfen durchdringenden Blicke der sonnigen Augen; „Sie kommen nur meinen Wünschen zuvor, indem Sie dies Bild verlöschen. Es ist nicht angenehm, sich der Welt als eine verlassene, von einem umherstreifenden Gotte von ungefähr zu Gnaden aufgenommene Ariadne dargestellt zu sehen, und hätten Sie nicht aus eigenem Antriebe Ihre Uebereilung gut gemacht, so würde ich Sie dazu haben auffordern müssen. Ich meinestheils“, setzte sie mit hochmüthigem Lächeln hinzu, „ich pflege, wie Sie leicht erfahren können, zu verlassen, und nicht verlassen zu werden!“ — Und damit nickte sie herablassend und schritt langsam der Thüre des Saales zu. — Dominik blickte ihr schweigend nach. — „Pah“, sagte er, als sie in der Thüre verschwunden war, „ihre Stimme hat nicht gezittert, der Ausdruck ihrer steinernen Züge sich nicht verändert; die hochgeborne Dame hat sich nicht verletzt gefühlt, aber ein Etwas in ihrem starren, drohenden Blicke hat mir gesagt, daß jeder verwischende Strich meiner Kohle das Weib in's Herz getroffen! — Ich habe ihr vergolten, habe ihr so viele Stunden der Qual, so viele durchwachte Nächte an einem Tage mit Zinsen heimgezahlt! Ich bin befriedigt; morgen verlasse

ich Miremont, der Bande entledigt, die mich gefesselt, freien Geistes, geläuterter Seele, als Sieger! — Und nun", setzte er im Hochgefühle des Triumphes befriedigter Selbstliebe, vor sich selbst Gleichmuth und Ruhe heuchelnd, hinzu, „nun will ich meine Briefe lesen!" — Und damit griff er, ein Liedchen summend, aber mit einer von den Gemüthsbewegungen der letzten Stunden sichtlich hin und her schwankenden Hand, nach den Briefen, die Mlle. Nicole auf den nahestehenden Schemel hingelegt hatte. Die Aufschrift des ersten, der ihm in's Auge fiel, war von fremder, ihm unbekannter Hand, sein Siegel schwarz; er riß es auf, und bei dem Anblicke der ersten Zeilen, die sein Blick überflog, taumelte er zurück! — „Todt, meine Mutter todt!" rief er und faßte, sich zu halten, nach dem Wandschirme, mit dem er das Bild der Ariadne umgeben hatte. Allein die zitternde Hand vermochte nicht an der schwanken Stütze sich zu halten. „Meine Mutter!" stöhnte er krampfhaft und brach erschöpft und bewußtlos zusammen. — — —

Es waren schwere Tage, die diesem für Dominik so verhängnißvollen Sonntage folgten. Nach fünf Tagen, die er in glühendem Fieber, bewußtlos unter Irrereden und krampfhaften Zuckungen zugebracht, erwachte er eines Abends zur Besinnung, und fand sich in seinem Gemache matt, mit erschöpften Gliedern, gedankenlos hingestreckt. Durch

das halboffene Fenster stahlen sich die Strahlen der scheidenden Sonne herein und spielten auf der Decke seines Lagers, das rings von Schirmen umstellt war. Auf dem Tische, sonst mit seinen Mappen und Zeichnungen bedeckt, gewahrte er Arzneigläser aller Art, und mitten unter ihnen ein zerrissenes Briefcouvert mit schwarzem Siegel. Dieser Anblick rief ihm, wie ein jäher Blitz die Nacht durchzuckt, das Gedächtniß des Verlustes zurück, den er erlitten! „Meine Mutter! meine Mutter!“ durchfuhr es sein Herz; aber er war zu erschöpft und hinfällig, auch nur einen Laut von sich zu geben, nur ein paar heiße Thränen drängten sich zwischen den müde zufallenden Augen hervor. Da war es ihm, als vernähme er hinter den, sein Lager gegen das Fenster hin umgebenden, Wandschirmen Geräusch, und eine bekannte Stimme schlug an sein Ohr: „Ich sage Ihnen, der Paroxismus hat nachgelassen, die Wuth des Fiebers ist gebrochen! Er ist gerettet! Was bestehen Sie darauf, in der schwülen Atmosphäre eines Krankenzimmers zu athmen, wo Sie Ihrer Gesundheit willen frische, freie Luft so dringend bedürfen!“ — „Pah“, erwiderte eine süße melodische Stimme, die Dominik's Herz in allen seinen Tiefen durchzitterte, „die Luft draußen ist diesen Abend nicht minder schwül und drückend als hier, und ich will überzeugt sein, Duvivier, daß der junge Mensch, den sein Vater meiner Obhut vertraut, aller der Pflege und War=

tung genießt, der er bedarf!" — „Er wird gepflegt, gewartet und überwacht, als wären Sie es selbst, Frau Marquise, und das übermäßige Interesse, das Sie an dem jungen Manne nehmen, gehört zu den Uebertreibungen, vor denen ich Sie aus Rücksicht für Ihre Gesundheit, für Ihr Leben so oft gewarnt habe!" — „Ei", sagte die Marquise nach einer Pause, „übermäßiges Interesse! Ist es nicht des höchsten Interesses würdig, einen Menschen zu sehen und zu beobachten, der in einer so kalten und nüchternen Zeit wie die unsere, so zu lieben vermag, wie Dominik seine Mutter liebte!" — „Er liebt auch noch andere Personen, wie seine Delirien verrathen haben", bemerkte Duvivier mit gedämpfter Stimme, „und beurtheilt sie zugleich so strenge, so verletzend rücksichtlos, daß nur Ihre Langmuth den Undankbaren noch solcher theilnehmenden Sorgfalt würdigen kann." — „Undank", sagte die Marquise, „wo denken Sie hin, Duvivier! Welchen Dank war er mir schuldig? Und wenn es wäre, was hätte er verbrochen, als daß er von mir denkt, wie die Andern, nur daß er dabei noch liebt, wie die Andern es nicht können! Aber, regt er sich nicht?" — Ein Rauschen seidener Gewänder ward hörbar und Duvivier trat an das Lager des Kranken, der, überwältigt von der Fülle der auf ihn einstürmenden Gedanken, geschlossenen Auges dalag, und unter der seinen Puls fühlenden Hand des Arztes bald in den betäubenden Schlum-

mer zurücksank, aus dem er kaum erwacht war. Als er aus dieser Betäubung, die bald in einen gesunden, erquickenden Schlaf übergegangen war, erwachte, war es Nacht geworden. Der matte Schimmer einer Nachtlampe erhellte das Gemach; die Krankenwärterin, die in einem Lehnstuhl an seinem Bette saß, war in tiefen Schlaf versunken: ringsum lag tiefe Stille, und die Kräftigung, die erfrischender Schlaf wieder einmal nach langen Tagen seinem müden Körper gewährt hatte, gestattete ihm zusammenhängend zu denken, und das Chaos der Gefühle, die in ihm hin und her wogten, zu sichten und zu ordnen. Seine Mutter war todt, und sie bedauerte ihn; sein Irrereden hatte ihr das Gefühl seines Herzens verrathen, und sie zürnte ihm nicht; sie wußte, wie seine Gedanken in blindem Unmuth gegen sie gefrevelt hatten, und sie grollte ihm nicht. Sie hatte den Schwererkrankten nicht verlassen, sie hatte ihn gewartet und gepflegt, sie wollte nicht aus der dumpfen Krankenstube weichen, sie wußte von ihm, er war ihr etwas! — Diese beseligenden Gedanken ergossen sich wie kühlender Balsam über sein wundes Gemüth, und die tiefinnerste Freude, die alle Fibern seines Herzens durchzuckte, wurde nur durch den einen Gedanken getrübt, was nun werden solle? Schloß Miremont verlassen? er wollte es nicht mehr, wenn er es auch gekonnt hätte. Aber wenn er blieb, wie sollte er ihr begegnen, mit ihr verkehren? wie

das allmächtige Gefühl beherrschen und zügeln, das sich seiner ganzen Seele bemächtigt hatte? Aber sie wußte Alles, was hatte er ihr noch zu gestehen? Er hatte sie beleidigt, schwer beleidigt, aber sie hatte ihm vergeben! Waren Worte überhaupt nicht zu grob, zu irdisch für die Empfindungen, die ihn bewegten; konnten, mußten sie nicht ihre Seele verletzen? Und sie war gut, so theilnehmend, so hingebend! — Diese und ähnliche Gedanken durchrasten seine Seele, bis heiße Thränen unter den müde geschlossenen Augenlidern hervorquollen und süßer Schlaf den Erschöpften wieder einwiegte.

Als er erwachte, war es heller Morgen um ihn her; Duvivier stand an seinem Lager und fühlte an seinem abgemagerten Arme den Puls; die Marquise aber saß in dem Stuhle, den die Nacht über die Krankenwärterin eingenommen hatte, und heftete ihre besorgten Blicke abwechselnd bald auf die Mienen des Doctors, bald auf das blasse Antlitz des Kranken, in welchem bei ihrem Anblick die Purpurflamme fieberhaften Erröthens aufleuchtete! „Er ist entschieden besser, und wird bei sorgsamer Pflege in wenigen Tagen das Bett verlassen können“, sagte Duvivier. Dominik wollte das Wort nehmen, aber die Marquise, von Duvivier unterstützt, untersagte ihm, durch vieles Sprechen seine kaum wiederkehrenden Kräfte zu erschöpfen; sie beglückwünschte ihn, seine Krankheit überwunden zu haben, die ihr viele Sorge gemacht,

und gab ihm zugleich Nachricht von seinem Vater, dem sie sein Unwohlsein gemeldet, und der ihr die Machtvollkommenheit für seine Wiederherstellung übertragen habe. Er müsse nun gehorchen, sagte sie, wenn er ihr Gewissen nicht beschweren und sie vor seinem Vater als leichtsinnig oder einflußlos brandmarken wolle. Alles dies brachte sie mit solcher Wärme und ungeheuchelter Theilnahme vor, daß Dominik um so mehr nur abgebrochene Worte dazwischen zu werfen vermochte, als sie ihn dabei nicht mehr förmlich wie bisher mit Herr Didier, sondern kurzweg Dominik anredete, so daß es ihm, wenn er, wie dies häufig seiner Erschöpfung wegen der Fall war, halbgeschlossenen Auges dalag, vorkam, als spräche die süße traute Stimme seiner Mutter, nicht die eines fremden, wenn auch nicht minder heißgeliebten Wesens zu ihm. So ging der erste Augenblick der Bewegung mit der Marquise leichter und minder aufregend, als Dominik erwartete, vorüber, und da diese letztere noch bei ihren späteren Besuchen denselben Ton unbefangener Vertraulichkeit unverändert fest zu halten wußte, so half ihm Gewohnheit bald Schüchternheit und Scham und alle Bedenklichkeiten überwinden, die seine Lage ihm sonst wohl eingeflößt haben möchte. Aller Groll, alle Zweifel, alle Unruhe waren aus seiner Seele wie weggetilgt, und wie ein Kind gab er sich dem Genusse des Augenblickes hin, ohne der Zukunft zu gedenken.

Diese Stimmung hielt auch vor, als es dem Kranken nach Wochen langsamer Erholung gestattet wurde sein Lager zu verlassen und einige Stunden des Tages auf einem Ruhebette zuzubringen; denn die Marquise schien sich dadurch nur bestimmt zu finden, die Sorgfalt, die sie ihrem Kranken bewies, zu verdoppeln; sie las ihm vor, am liebsten aus den Werken Racine's, ihres Lieblingsdichters, sie erzählte ihm bald von ihrer einsamen Kindheit und von den Jahren, die sie im Kloster zugebracht, bald von der Pracht der Hoffeste, denen sie beigewohnt, und den berühmten Persönlichkeiten, die sie kennen gelernt, und alles dies in so einfacher, anspruchsloser Weise, als ob nicht von ihr selbst, sondern von einer fremden Person die Rede wäre. Dabei wußte sie so anmuthig in ihre Erzählungen so viel Abwechslungen zu bringen, so anmuthig vom Ernst zum Scherz überzugehen, so geschickt die Saiten anzuschlagen, die einen Wiederhall in Dominik's Seele erwecken mußten, daß dieser mit steigendem Entzücken die Töne der süßen Stimme belauschte, die ihn schon durch ihren Klang allein aus der öden Stille seines Krankenzimmers in ein Paradies voll himmlischer Wonne entrückte . . . .

. . . .

. . . .

Das Auge Gottes.

1826.



Einleitende Worte
zum
„Auge Gottes".

Die Hauptlinie eines steirischen Adelsgeschlechtes stirbt aus und die Besitzungen gehen auf eine Nebenlinie über, die verarmt im Auslande lebt. Leider ist Alles im schlechtesten Zustande und von dem großen Reichthume und dem weit verbreiteten Ansehen der Familie nichts mehr übrig als ein Paar verfallene Burgen, einige widerspenstige Lehensleute und viele Gläubiger. Die Würden sogar sind auf ein anderes Geschlecht übergegangen. Herr Ruprecht ist in der Fremde unbekannt geblieben mit diesen Veränderungen, und daher enttäuscht und wie außer sich, als er mit Gattin, Sohn, Tochter und Pflegetochter nur

Armuth, ja beinahe Schmach zu Hause findet, wo er Reichthum und Macht zu finden erwartet hatte. Bis dahin bescheiden, genügsam, zufrieden, wird er nun von einem dämonischen Drange erfaßt, alles Verlorene der Familie zurückzugewinnen. Jemehr er darnach strebt, desto mehr mißlingt ihm Alles, destomehr hadert er mit Gott und Menschen, selbst mit der frommen Frau, mit welcher er bis jetzt in schönster Eintracht gelebt hat. Die alten Documente, die er durchliest, zeigen ihm das einst Besessene, das Verlorene nur noch anlockender, begehrenswerther. Jeder seiner Schritte mißglückt; endlich unternimmt er einen letzten und geht zu Herzog Leopold nach Neustadt. Alles läßt sich vortrefflich an; aber eine einzige Aeußerung verdirbt Alles wieder, er büßt die Gnade des Herrschers ein, da er sie eben erlangt hatte. In Verzweiflung entfernt er sich, um seine Pferde in den Händen der Roßtäuscher zu sehen, denen er sie noch schuldig ist. Doch so, unverrichteter Dinge und zu Fuße will er nicht heim. Er schickt seinen

Knappen mit einem Auftrage nach Hause und mischt sich unter allerlei Abenteurer, die nach Welschland in den Krieg für den Papst ziehen und gute Beute wie guten Sold hoffen. So streift er einige Jahre lang umher. Allein Barbarossa kommt zurück und erobert seine Erblande wieder. Er jagt die Schlüsselsoldaten auseinander und unser Ruprecht kommt ohne die geträumten Lehen und Schätze heim. Er findet die Burg noch verfallener, sein Weib todt; die beiden Mädchen sind in ein Kloster geflüchtet und der Sohn ist „unwissend wo befindlich". Eine grenzenlose Verzweiflung bemächtigt sich des armen alten Mannes, am meisten in der Nähe des Grabes seiner Frau, welche in der Burgcapelle ruht und zwar nicht weit von dem einzigen Schmucke derselben, einem byzantinischen Wallfahrtsbilde, „das Auge Gottes" darstellend. Gerade dieses Bild, der Gegenstand der Verehrung und des Zutrauens seiner hingeschiedenen Gattin, der Zeuge so vieler Trostsprüche und Zureden, gerade dieses Bild erinnert ihn auf das Mar-

ternd ste an seine erste Ankunft auf der Burg und an alle seither erlebten bittern Erfahrungen. Je andächtiger der Knappe oder Burgvogt ihm in's Herz reden will, desto gotteslästerlicher äußert sich Ruprecht, welcher endlich seinem Zweifel an dem Dasein Gottes dadurch Ausdruck gibt, daß er — — — — — — — — — — doch — hier mag der Dichter selbst zu sprechen anfangen.

. . . .
. . . .

Erst nach langem Schweigen gewann es Ruprecht über sich, dem Alten zu erzählen, was ihm eben begegnete, und ihn außer Stand setzte, den fälligen Pfandzins zu entrichten. „Es ist freilich traurig“, entgegnete der Alte, „aber wer kann für das Glück. Nehmt Euch nicht so sehr zu Herzen, was im Grunde doch nur eine Kleinigkeit ist. Es wird wieder besser werden als es jetzt ist; d'rum gebt Euch nicht grundlosem Kummer hin, und wenn er Euch plötzlich übermächtig überfällt, so kniet nieder und betet und er wird entfliehen.“

Mit diesen Worten war der Funke in Ruprechts Seele geworfen, der sein Gemüth in heller Zornesgluth aufflammen ließ. Schnell wechselten Roth und Blaß auf seiner Wange, seine Augen rollten und er brauchte lange Zeit, um endlich in diese Worte auszubrechen: „Thor! beten, sagst Du? Zu wem beten? Soll ich zu Bildern von Stein und Erz beten, zu hingemalten Gestalten, oder zu wem sonst? Lebt denn ein Gott im Himmel, ein gerechter, gütiger, alle Menschen gleich liebender

Gott? Ja, wenn er lebte, ich wollte ihn anbeten, glühend, gläubig wie Einer; aber der Himmel ist leer, leer wie die Köpfe, die ihn mit Engeln bevölkerten.“ — „Herr, Ihr frevelt!“ unterbrach ihn erblassend der alte Kuno. — „Ich frevle nicht!“ schrie Ruprecht mit heiser aufkreischender Stimme, „aber ich will Dir sagen, wer frevelt: die dunkle Gewalt, die die Welt tyrannisch in ihren Fesseln hält, das blinde Ungeheuer Zufall, das frevelt, und das nennen wir Gott. Soll ich Dir sagen, wie es mir mitgespielt, wie es mich geneckt, getäuscht, hin und her getrieben, an jeder Stelle meines Herzens verwundet hat? Ich hatte in ruhiger Stille vergnügt unter meinen Kindern mit meiner Bertha hingelebt; hat es mich nicht gewaltsam herausgerissen, hat es mir nicht Bilder unendlichen Glückes vorgegaukelt, und wie sah ich mich nicht getäuscht als ich hierher kam? Vielleicht hätte ich das Gefühl überwunden, das in mir aufgeglommen war, aber es blies es mit vollen Backen an. Hat es mich nicht zu dem Archive geführt, meinen Stolz mit vergilbten Pergamenten genährt, und mir die Ueberzeugung aufgedrungen, Rossum müsse wieder werden, was es war? Hat es mich nicht hinausgeschickt zu meinen Schuldnern, und ließ mich heimkehren mit leerem Säckel? Hat es mich nicht mit Hoffnungen hingehalten, Marie werde des Mehrenbergers Gattin werden? Hat es nicht mein Gemüth so weit erniedrigt, daß ich hinging

zu dem alten Bösewicht, und seine Worte drehte, und täuschte es mich nicht wieder? Hat es nicht den armen Ernst mit der Hoffnung auf seine Helene hingehalten und getäuscht, und als ich Alles aufgeben wollte, selbst meinen Namen, als ich zum Herzog ritt, hat es mir die Ruhe gelassen? Hat es nicht den Herzog gegen mich erbittert, mich den Fäusten der Roßtäuscher preisgegeben, hat es mich nicht nach Italien geschickt unter Diebe und Mörder, und hat es mich nicht wieder betrogen? Und als ich heim kam und Friede suchte und Vergessenheit und einen Arm, in dem ich ruhen könnte, hat es nicht den Gruftstein zwischen mich und die treue Bertha geworfen? Und das ist Euer Gott, das ist seine Gerechtigkeit! Siehst Du es da drinnen in der Capelle, das ist sein allsehendes Auge, das Bertha fruchtlos weinen, mich ungebeugt leiden sah, und lächelt wie vor. — Und eben jetzt erst, o! das Schicksal wußte es gar wohl, daß ich noch eine, eine armselige, nichtige Freude, eine einzige besaß, da hat es mir den Bolzen fortgetragen. — Das ist seine Tücke, ich schieße zweimal weiter einen Thaler zwischen den Fingern weg — da sieh, siehst Du das Gaukelbild, das Auge Gottes, es ist winzig klein, und es ist dunkel und ist fern, aber sieh, ob ich es treffe." — „Herr, um Gotteswillen, was wollt Ihr thun!" schrie der Alte, bemüht Rupredht abzuwehren; aber dieser riß sich los, legte an, drückte los und der Bolzen

flog seinem Ziele zu. In demselben Augenblicke zuckte ein blauer blendender Blitz minutenlang durch's Gemach, der Donner rollte, daß alle Vesten des Gebäudes sich erschütterten, der Boden wankte, ein heulender Sturmwind sauste durch die zerschmetterten Scheiben und ein Wolkenbruch ergoß sich aus dem geborstenen Himmel verheerend nieder. Der alte Kuno war in die Kniee gesunken und verbarg sein bleiches Antlitz in den Händen; Ruprecht stand ungebeugt, obwohl auch er, geblendet von dem Lichte des Blitzes, betäubt von dem plötzlichen Schalle des Donners, lange unbeweglich dem enteilten Bolzen mit weit offenen Augen nachsah. Jetzt aber, da der letzte Donnerschlag verhallt war, eilte er mit raschen Schritten in das Dunkel der Capelle, und auf das Ziel seines Schusses zu. Der erste Blick, den er auf das Gemälde warf, zeigte ihm, daß er diesmal getroffen habe. Mitten in dem Sterne des freundlichen blauen Auges saß der Bolzen, und die rothen Federn, mit denen er geschmückt war, hingen, von der Gewalt des Schusses geknickt, wie eben so viele Blutstropfen vom Gemälde nieder. Ruprecht konnte von diesem Schauspiele seinen Blick nicht abwenden; der Sturm seiner Gefühle hatte ausgetobt, und er betrachtete jetzt das durchlöcherte Gemälde mit einer Art von Freude, denn sein Schuß hatte ihm die vollkommenste Ueberzeugung verschafft, daß der Verlust seiner Wette nur eine

neue Tücke des Schicksals gewesen sei, und es lag für ihn ein noch größeres Vergnügen in dem Gedanken, auch früher keinen Augenblick daran gezweifelt zu haben. Der alte Kuno hatte sich indeß von seinem Schrecken erholt, sich zusammengerafft, und war seinem Herrn in die Capelle nachgeschlichen. Hier stand er nun auf der Seite seines Herrn, und betrachtete mit Entsetzen die Wirkungen des unheilvollen Schusses. „Ach Herr!“ begann er mit kläglicher Stimme, „was habt Ihr gethan! Mitten im Auge steckt die Spitze des Bolzen, und auch der blaue Himmel und der Regenbogen unten in der Ecke sind abgesprungen. Was habt Ihr gethan, ein so heiliges wunderthätiges Bild, das Auge Gottes zu verletzen. Ach, wie werdet Ihr diesen Frevel jemals sühnen können!“ — „Was faselst Du, Thor!“ entgegnete Ruprecht, aus seinem stillen Triumphe erwachend; „was ist da zu sühnen, denn was ist verletzt worden? Ist dies nur ein Bild und eine Ausgeburt dichterischer Phantasie, wer kann mich tadeln, wenn ich mein Eigenthum beschädige; ist es aber ein heiliges Symbol allgegenwärtiger Vorsicht, so habe ich, wenn Du willst, auch nicht mehr gethan, als sinnbildlich ihr die Augen für meine Lage und mein Unglück zu öffnen versucht; denn wahrlich, entweder ist keine, oder sie war für mich staarblind.“ — „Ach, theurer Herr!“ rief der alte Kuno mit flehender Geberde, „laßt ab davon, Frevel auf Frevel zu häufen, versündigt Euch nicht,

lästert nicht länger." — „Schweig", rief Ruprecht zürnend, „schweig mit Deinen thörichten Warnungen. Ja, ich wollte, es gäbe ein allmächtiges Wesen, und ich hätte es jetzt gelästert und mich an ihm versündigt, wie Du sagst. Jetzt würde es doch für den Verwegenen Augen haben, und seine Gerechtigkeit müßte ihm zugleich zürnen und helfen. O! wie wollte ich seinen Zorn ertragen, wenn ich nur seine Hilfe hätte, und wenn es sich an mir rächte, wie ich es beleidigt habe; wenn Rossum wieder wird, was es war, will ich gern blind werden mit meinen Nachkommen bis in's dreizehnte Glied!" Ruprecht hatte diese Worte kaum noch ausgesprochen, als ein noch fürchterlicherer Blitz mit Schwefellichte sie umflammte, noch heftigerer Donner minutenlang anhaltend über ihren Häuptern hinrollte, und weithin brausender Sturmwind durch die öden Räume pfeifend hinzog. Kuno vom Schrecken beflügelt stürzte mit dem Schrei: „Gott sei uns gnädig!" aus der Capelle fort, und Ruprecht stand nun allein. Die schweren Tropfen des Regens schlugen eintönig an die hohen Fenster der Capelle; es war Abend geworden, und die weißen Pfeiler des Gewölbes traten aus dem Halbdunkel gespenstisch und riesengroß hervor. Ruprecht stand noch immer mit übereinander gefalteten Armen in düstere Gedanken versunken vor dem Auge Gottes; die Eindrücke seiner Erziehung waren in seinem Gemüthe, obwohl es jetzt verderb-

licher Unglaube ergriffen hatte, dennoch mehr oder weniger zurückgeblieben, die Art, auf welche der Himmel blitzend und donnernd diesen Abend an seinen Handlungen theilzunehmen schien, hatte ihn erschüttert, die tiefe Stille, die ihn jetzt umgab, die düstre Beleuchtung des Capellenraumes, Alles trug dazu bei, in seiner Brust eine lange aus ihr entschwundene Scheu und Ehrfurcht vor etwas Unbegreiflichem, Ueberirdischem wieder zu erwecken; sein Haupt beugte sich unwillkürlich vor einer höheren unbeschränkten Macht, ja es war ihm, als hätte er nicht recht gethan, das Auge Gottes zu verletzen; aber nur wenige Augenblicke währte diese Empfindung; Ruprecht riß sich empor, es schien ihm Feigheit, jetzt, da er im Verluste war, nachzugeben, und vielleicht neuerdings dem Ungefähr zum Spielzeuge zu dienen. Er war ein Rossum, er wollte ausdauern bis an's Ende. „Nein!" rief er jetzt, daß die einsamen Gewölbe weithin davon wiederhallten, indem seine Augen Blitze versandten, leuchtend wie die des Gewitters, „mich schrecken diese Donner nicht, sie machen meine Kniee nicht wanken und zum Gebete niedersinken. O! ich kenne dich, grausames, höhnendes Schicksal, diese neue Gestalt, in der du dich zeigst, diese neue Tücke, die du mir bereitest, soll mich nicht täuschen. Du beugst mich nie; nie werde ich aufhören, nach dem einzigen Ziele meiner Wünsche, nach Rossums Größe zu streben, bin ich auch fühllos

und verlassen, und ich werde deinen Starrsinn brechen, dich bezwingen; du kannst mich und die Meinen mit Blindheit schlagen, mich mit Wahnsinn heimsuchen, mir das Leben nehmen; aber Rossum muß werden, was es war!“ Er sprach diese Worte mit einer Art von Begeisterung, und wandte seine Blicke wieder auf das Auge Gottes, mit dessen Verletzung er dem Schicksal den offenen Krieg angekündigt hatte; da war ihm, als fingen die Wimpern des Auges an bejahend sich niederzusenken, es bewegte sich, ein seltsames Knistern und Rauschen begann sich um ihn zu erheben, bis dicht vor seinen Füßen ein prasselnder Schlag, als spalte sich der Boden, auftönte, und dichter Nebel dampfend emporwallte. Ruprecht fuhr mit Entsetzen zurück, seine Haare sträubten sich empor, kalter Schauer durchrieselte ihn; aber er kannte keine Furcht, und fliehen auch vor der drohendsten Gefahr hatte er nie gekannt. Er blieb auch jetzt, und blickte starr auf den Nebel hin, der vor seinen Füßen emporqualmte. Er war gefaßt, ein Ungeheuer der Hölle ringfertig aus demselben emporsteigen zu sehen, aber als die dichtesten Wolken hinweggezogen und die erste Bestürzung vorüber war, sah er das Auge Gottes zu seinen Füßen, von dem Staub umdampft, der es Jahre hindurch bedeckt haben mochte. Ruprecht zwang sich, über den Gedanken zu lächeln, daß der Fall eines Bildes ihn fast außer Fassung gebracht hatte. Er schritt einigemale durch die dunklen

Räume der Capelle auf und nieder, erwartend, seine gereizte Einbildungskraft werde ihm noch einen zu bekämpfenden Feind zeigen. Aber Alles um ihn her blieb still und regungslos wie vorher, und endlich verließ er ruhigen und langsamen Schrittes die Capelle; aber er mußte sich mehrmals daran erinnern, nicht eilend, wie ein Besiegter, sondern mit dem Stolze eines Siegers ihre Thüre hinter sich zuzuwerfen, und konnte, indem er sich entfernte, eben so wenig eines heimlichen Grauens, als da ihm Kunó an dem Eingange zum Archivgewölbe bleich und verstört mit Licht entgegentrat, einer heimlichen Freude sich erwehren.

Auf eine stürmische und regnerische Nacht folgte ein heiterer und freundlicher Morgen, kein Wölkchen war an dem blauen Gewölbe des Himmels zu sehen, keine Spur war von den Schrecken der Nacht übrig geblieben, und hätte nicht das allmählig gelber werdende Laub und die bedeutende Kühle an den Herbst gemahnt, man hätte sich in die Mitte des Sommers versetzt glauben können, so sehr hatte das Gewitter des verflossenen Abends Alles erfrischt und neu belebt; nur die Bewohner Stollbergs theilten nicht diese allgemeine Verjüngung. Ruprecht erwachte nach einem unruhigen oft unterbrochenen Schlafe mißmuthiger und düsterer als je; noch waren die Eindrücke, die die Ereignisse des verflossenen Abends auf sein Gemüth gemacht hatten, nicht ver-

schwunden, er gedachte noch immer des Augenblicks, in dem er aus dem Innersten seines Herzens seine Augen und sein Leben dem feindlichen Schicksale als einen nicht zu hohen Preis für Rossums Größe angeboten hatte, und wie das Auge Gottes seine Wimpern gesenkt, und wie es dann laut dröhnend zu seinen Füßen niedergefallen war.

Sonst pflegen die gespenstischen Gestalten, welche gereizte Einbildungskraft, Einsamkeit und Abendgrauen in's Leben rufen, vor den ersten Strahlen des Lichtes zu erblassen und mit dem aufdämmernden Morgen zu entfliehen; in Ruprechts Busen aber hafteten sie fester, und wollten ihn durchaus nicht verlassen, wie oft er sich auch zuredete, das bejahende Nicken des Auge Gottes sei nur durch das Schwanken des zum Falle sich neigenden Bildes, der Fall selbst nur durch Erschütterung des Schusses herbeigeführt worden. Er schalt sich selbst einen Thoren, daß er so schwach sei, sich so thörichtem Aberglauben hinzugeben, daß es ihm vor der Rückerinnerung an den verflossenen Abend graue, denn er fühlte es ja tief in seinem Herzen, der Entschluß, Alles, sein Leben selbst an Rossums Größe zu setzen, stehe unerschüttert fest, und doch bebte er vor dem Gedanken an dessen Erfüllung zurück. Er riß sich endlich aus diesem ermattenden Hinbrüten über Dinge, die ihm unwillkürliche Scheu und Ehrfurcht einflößten, empor und trat in die heitere

Frische des neuerwachten Tages hinaus; aber so freundlich ihn die Strahlen der Sonne begrüßten, so heitere Lieder das Heer der fortwandernden Zugvögel anstimmte, er konnte des hinreißenden Anblicks der vor ihm in friedlicher Stille weit ausgebreiteten Landschaft nicht froh werden; schon längst war der herbstliche Morgennebel zur Erde, die ihn erzeugt, niedergesunken, aber vor seinen Augen lag es wie Schleier, und das heitere Grün der Wiesen, der Wälder konnte sie weder stärken noch aufhellen. Er wandte sich unmuthig nach der kaum verlassenen Burg zurück, aber die hoch emporragenden Mauern sahen ihn unheimlich und düster, wie er selbst war, an, und die Stille, die in ihnen herrschte, war ihm heute eben so verhaßt, als sie ihm noch gestern lieb gewesen war. Sonst so eifrig bedacht, die Nähe der Menschen zu fliehen, fühlte er heute das dringendste Bedürfniß sie aufzusuchen, um über sie sich selbst vergessen zu können. Nach langem Bedenken und Wählen beschloß er endlich, nach Göß hinüber zu reiten, um Marien und Gertruden wieder zu sehen, und da der kürzeste Weg dahin über Leoben hinführte, so beschloß er auch gleich, dem Juden den Pfandzins zu entrichten, als ihm beifiel, daß er seit gestern nicht mehr Herr über die ärmlichen Reste seiner Beute sei. Er hatte über die gewaltigen Eindrücke des verflossenen Tages vergessen, was ihre Veranlassung war, und als er sich jetzt ihrer

zum ersten Male wieder entsann, kam es ihm fast unbegreiflich vor, wie sie ihn so sehr erschüttern konnten. Selbst die Gewißheit, daß die Kleinodien des Rossum'schen Hauses in kurzer Zeit auf ewig verfallen sein würden, ließ ihn so kalt, daß er sogar, um dem alten Kuno einen beschwerlichen Gang zu ersparen, die dreißig Zechinen dem Fremden selbst nach Leoben zu bringen beschloß. Er ließ sein Roß satteln, obwohl das edle Thier noch immer von den übermäßigen Anstrengungen der Reise erschöpft und ermüdet schien, und trabte durch die Thorhalle mißmuthig und verstört in's Freie hinaus. Er war seit der letzten Nacht ein ganz anderer Mensch geworden, und die Gefühle, die ihn sonst marterten und quälten, schienen allen Einfluß auf sein Gemüth verloren zu haben. Er blickte fortreitend auf die Trümmer des Marstalls zurück, und ihr Anblick, der ihn noch gestern zu den heftigsten Ausbrüchen des Zornes entflammte, war ihm heute so gleichgiltig, als wären es die Reste eines Schafpferches gewesen, und als ihn jetzt sein Roß an der Stelle vorübertrug, wo er gestern seine Wette verloren hatte, war ein Griff an seinen Gürtel, an welchem der Beutel mit den Zechinen befestiget war, um sich zu überzeugen, daß er noch vorhanden sei, die einzige Wirkung, die sie in ihm hervorbrachte. Eben nahte er sich der Eiche, deren Astloch er gestern verfehlt hatte, als er dicht vor den Hufen seines

Rosses aus dem dunkeln Grase etwas funkeln und flimmern sah.

Ruprecht anfangs versucht, es für ein Kind des gestrigen Gewitters, für einen Regentropfen zu halten, in dem die Sonne sich spiegle, war im Begriff vorüber zu reiten, als der anhaltende, und je näher er kam, immer zunehmende Glanz ihn zu einer genaueren Untersuchung dieser Erscheinung vermochte; er sprang vom Pferde, band es an den nächsten Baumstamm, und schritt auf die Stelle zu, von welcher der seltsame Schimmer hergekommen war. Kaum hatte er einige Schritte gemacht, so sah er, daß die Ursache jenes Glanzes der Dolch war, den der Fremde gestern als Preis der Wette auf den Rasen hingeworfen hatte, bei der Eile, mit welcher er seine Reise fortsetzte, wahrscheinlich vergessen und seinen Verlust um so weniger bemerkt hatte, weil man schon zu jenen Zeiten in österreichischen Landen keiner Waffen bedurfte, um sicher und gefahrlos zu reisen.

Ruprecht nahm den Dolch vom Boden auf, und war im Begriff, ihn zu sich steckend seine Reise fortzusetzen, als die glänzende und zierliche Waffe seine Gleichgiltigkeit und Theilnahmlosigkeit für einen Augenblick überwand und er nicht ohne Vergnügen ihre gefällige und geschmackvolle Form betrachtete; er drehte sie mehreremale im Sonnenschein hin und her, so daß ihre Klinge, das Gold des

Griffes und die edlen Steine, mit denen er geschmückt war, tausendfarbige Strahlen von sich warfen. So mochte er sich einige Zeit an ihrem Schimmer ergötzt haben, als er am Griffe, wo die blanke scharfe Klinge eingesetzt war, ein Wappen, wahrscheinlich das ihres Besitzers, entdeckte. Es war ein mächtiger mit ausgebreiteten Flügeln sich emporschwingender Aar. Ruprecht heftete seine Blicke immer fester auf den königlichen Vogel; es war ihm, als müßte er ihn schon irgendwo gesehen haben, gerade mit solchen Flügeln, mit solcher Haltung des Halses, der scharfen Klauen, gerade so sich emporschwingend. So fand er sich plötzlich aus dumpfem, gedankenlosem Hinbrüten zur regsten Thätigkeit erweckt; immer aufmerksamer betrachtete er den Aar, sein Bild trat immer lebendiger in seinem Gedächtniß hervor, aber noch immer lag für ihn ein dichter Nebel auf der Zeit, in der er ihn zum ersten Male gesehen hatte; es war ihm, als sei es ein bedeutender Augenblick seines Lebens gewesen, als hänge sein Lebensglück davon ab, sich seiner zu erinnern; immer ängstlicher ging er Jahr für Jahr seines Lebens durch, und jetzt entsann er sich, woher er ihn kenne. Es war dasselbe Wappen, das in den Tüchern und Windeln eingenäht war, in welchen Frau Bertha vor 17 Jahren die kleine Gertrud gefunden hatte. Zugleich mit dieser Erinnerung durchzuckte Ruprechts Seele auch der Gedanke, wenn der Besitzer dieser Waffe

Gertrudens Verwandter, vielleicht ihr Vater wäre! Er vergegenwärtigte sich jetzt, so gut er konnte, die Gesichtszüge des Fremden, und er glaubte schon gestern eine auffallende Aehnlichkeit zwischen seinen und Gertrudens Gesichtszügen entdeckt zu haben. Aber, hatte er auch recht gesehen? War das Wappen auch wirklich dasselbe, das die Tücher und Windeln bezeichnete, in denen Gertrude gefunden wurde, war die Aehnlichkeit des Fremden mit Gertruden nicht blos ein neues Gaukelbild seiner gereizten Einbildungskraft, war es nicht vielleicht eine neue Täuschung, die ihm die grausame Laune des Schicksals bereitete? — Alle diese Gedanken durchzuckten mit Blitzesschnelle Ruprechts Gemüth, er stand zweifelnd und wußte nicht, was er glauben sollte; endlich besann er sich, daß ein Versuch auf keinen Fall schaden könne, wenn er auch fehlschlüge; vor Allem aber mußte er, bevor an eine Möglichkeit des Gelingens gedacht werden konnte, das Kinderzeug Gertrudens wieder auftreiben; er wußte, daß es Frau Bertha immer sorgfältig als Gertrudens Stammbaum und Adelsbrief aufbewahrt hatte; vielleicht war es zu Stollberg, vielleicht hatte es Gertrude nach Bertha's Tode nach Göß mitgenommen.

Hierüber mußte er vor Allem Aufschluß haben; er steckte den Dolch zu sich, den er noch immer, in tiefe Gedanken versunken, unverwandten Blickes betrachtet hatte, schwang sich auf's Roß, und jagte in

ungestümer Eile nach Stollberg zurück. Der alte Kuno erstaunte über die frühe Zurückkunft seines Herrn, sein Erstaunen aber nahm zu, als er die Frage des halb Athemlosen um Gertrudens Kinderzeug vernahm; er hatte wohl gehört, daß Gertrude ein Findling, und daß ihr Kinderzeug aufbewahrt worden sei, aber wo es sich jetzt befinde, wußte er nicht anzugeben. Ruprecht hielt sich nicht lange mit Fragen auf und eilte die Treppe hinan in Frau Bertha's Gemach; alle Schränke wurden weit aufgerissen, alle Laden untersucht, und endlich befand sich in einem unscheinbaren, dicht bestaubten Kästchen der Schatz, nach dem Ruprecht so eifrig suchte. Mit zitternden Händen entfaltete Ruprecht die sorgsam zusammengelegten Tücher, die Feinheit des Linnens, die kunstreichen Verzierungen desselben stimmten ganz mit der glänzenden Erscheinung des Fremden überein; jetzt hatte Ruprecht die Ecke des Tuches gefunden, in welche das Wappen eingenäht war; er betrachtete es, und es war genau dasselbe, welches auf dem Dolche eingegraben war. Er nahm die Tücher mit einem aus Freude und Erwartung gemischten Gefühle zusammen, eilte so schnell als er sie erstiegen hatte, die Treppe wieder hinunter, und war davon sprengend bald den Blicken des staunenden Kuno entschwunden.

Ruprecht jagte lange Zeit mit einem Chaos von Gedanken erfüllt in den Schatten des Forstes

hin; das dürre Laub, mit dem der einsame Waldweg bedeckt war, rauschte unter den Hufen seines sich so rasch als möglich fortbewegenden Rosses, die herbstlich kühlen Lüfte spielten sausend mit den grauen Haaren Ruprechts, ja einige zu sehr hervorragende Aeste drohten, ihm Absalons Schicksal zu bereiten; aber alles das konnte ihn nicht aus der Betäubung emporreißen, in die ihn sein glücklicher Fund versetzt hatte. Erst das immer häufigere und gefährlicher werdende Stolpern seines Pferdes, das, über seine Kräfte angestrengt, immer müder wurde, zwang ihn endlich, dessen nur durch fortwährendes Spornen erzwungenen Lauf zu mäßigen, und mit dem langsamen Schritte seines Pferdes fing endlich auch in seiner Gedankenreihe Ordnung und Ruhe einzutreten an. Er hatte Gertruden immer wie sein leibliches Kind geliebt, und darum freute es ihn doppelt, ihr vielleicht Verwandte und einen Vater wiedergeben zu können, schon darum, weil er überhaupt keine Kinder zu haben gewünscht hatte, damit der Stamm, den das Glück auf ewig verlassen zu haben schien, mit ihm ausdorre, und nicht mühsam vegetirend auch künftigen Geschlechtern noch zum Beispiele, wie tief man aus den Höhen des Glückes niederstürzen könne, dienen möge; dann, weil er fühlte, daß alle seine Kinder glücklicher geworden wären, wenn er nicht ihr Vater gewesen wäre. Aus diesen Gründen beunruhigte ihn dagegen um so mehr der Gedanke,

daß Alles wieder nur Wahn und eitle Hoffnung sein werde, und vielleicht blos deswegen, weil, wie er sich selbst nicht verhehlen konnte, das glänzende Aeußere des Fremden in ihm auch Hoffnungen für Beihilfe zur Wiedererhebung des Namens Rossum erweckt hatten, die allerdings durch die siebzehn Jahre, die Gertrud als ein Kind des Hauses unter der Obhut Bertha's verlebte, nur zu genügend gerechtfertiget wurde, wenn der Fremde anders wirklich Gertrudens Verwandter war. Allein der Gedanke, daß er es nicht sein könnte, trat nicht so lebendig und in so grellen Farben in seinem Gemüthe hervor, als es wenige Tage vorher der Fall gewesen sein würde; hatte der Ausbruch seines lange genährten Grolles am verflossenen Abend dazu beigetragen, daß er heute eine bessere Meinung von der weltregierenden Macht als sonst besaß, oder war es die zufällige Stimmung seines Gemüthes; genug, obwohl auch dann und wann der Gedanke an eine neue Täuschung seine Seele durchzuckte, er dachte doch bei weitem mehr an die Erfüllung seiner Hoffnung, Gertruden wieder in den Besitz ihrer Geburtsrechte zu setzen, und von ihren Verwandten vielleicht auf eine Art, daß seine Ehre es sie anzunehmen erlaubte, für's erste die dreißig Zechinen zur Berichtigung des Pfandzinses zu erhalten. So macht Ehrsucht auch die edelsten Gemüther

selbstsüchtig, so lehrt oft wiederkehrende Täuschung nur bescheidene Wünsche hegen.

Ruprecht hatte seinen Weg mehr in freudige als ängstliche Erwartung versunken zurückgelegt, und unbemerkt war der Augenblick der Entscheidung herangenaht. Schon lag die Murbrücke vor ihm, und schon wiederhallten die Hufschläge seines Rosses unter der Thorhalle Leobens; er ritt unruhig die engen Reihen der Häuser hindurch, die, mit hohen Giebeln geschmückt und auf geschmacklosen Laubengängen ruhend, ernst und düster herniedersahen und war schon auf dem Marktplatz angelangt, als es ihm jetzt erst beifiel, daß es ihm vielleicht schwer fallen dürfte, in einer so ziemlich bedeutenden Stadt den Herrn Otto, den er suchte, herauszufinden.

Er hob seinen Blick, den er bisher träumend zur Erde gesenkt hatte, empor, um sich an Jemand, von dem er genügende Auskunft erwarten könnte, mit Fragen zu wenden. Als er jetzt einigemale um sich her geblickt, schien es ihm, was er bei frühern Besuchen zu Leoben, selbst zur Marktzeit, nicht bemerkt hatte, als erfülle eine zahlreichere Volksmenge und regeres Leben als gewöhnlich die Stadt. Alles rannte und schoß eilfertig durcheinander hin; da war Niemand, der ihm hätte Rede stehen mögen, Alles drängte ungestüm auf die Herberge zum Löwen hin, vor der sich bereits eine dichte Volksmenge unstät hin und her wogend und mit jedem

Augenblicke sich vermehrend versammelt hatte. Auch Ruprecht ritt hinzu, nicht sowohl um seine Neugierde zu befriedigen, als vielmehr in der Hoffnung, vielleicht auf den Gesuchten zu stoßen, und er täuschte sich in seinen Erwartungen nicht. Gerade als er gegenüber der Herberge angelangt war, trabte aus ihren offenen Thoren ein ansehnlicher Reiterzug hervor, an ihrer Spitze ein junger schlanker Rittersmann, mit blauen und dennoch blitzenden Augen, von blonden Locken umwallt, die schön geringelt in dichter Menge auf den sammtenen Purpurmantel und den kostbaren Spitzenkragen niederfielen, die sammt der von weitem funkelnden Agraffe an seinem Barette die hervorstechendsten Stücke seiner eben so einfachen als kostbaren Kleidung waren. Kaum hatte der Jüngling, von einem schäumenden Tigerroß getragen, sich den Blicken der gaffenden Menge gezeigt, als ringsum alle Mützen in die Höhe flogen, und während der Jüngling freundlich im Kreise umher grüßte, erscholl aus jedem Munde tumultuarisch und verworren der laute Ruf: „Heil unserm Herzog! Heil Friedrich von Oesterreich! Heil dem Streitbaren! Heil dem Sieger!“

Ruprecht allein rückte nicht an seinem Barett, und sein Mund öffnete sich nicht, um seinen Herzog und Lehnsherrn jubelnd zu begrüßen, ja, er wandte seine Blicke unmuthig von dem Antlitze seines Herrn ab, indem er eine nur zu sehr hervortre-

tende Aehnlichkeit mit dem seines Vaters Leopold sah, dem er noch immer nicht vergessen konnte, daß sein Dazwischentreten den Krieg in Neapel geendigt und vielleicht dem Kaiser Friedrich seine Erblande gerettet, Ruprecht aber ein reiches Lehen entrissen hatte. Er fuhr fort, unter der noch immer jubelnden Menge nach Herrn Otto zu suchen, aber er konnte ihn nirgends erspähen. Jetzt aber, als sein Blick zufällig wieder einmal auf Herzog Friedrich und sein Gefolge sich wendete, da sah er ihn: das grüne Jagdkleid, das weiße Rößchen, das er ritt, der Eichenbruch auf dem grünen Barette, alles war, wie er es gestern gesehen hatte; ja, es war Herr Otto, und noch mehr, es war Gertrudens Vater, Oheim oder Bruder, denn je genauer Ruprecht sein Antlitz betrachtete, desto deutlicher sah er in ihm den immer lächelnden Mund Gertrudens und ihre freundlichen Züge hervortreten. Ruprechts Herz wallte vor Freude hoch auf; so war eine seiner Hoffnungen wenigstens in Erfüllung gegangen, endlich einmal hatte er nicht leeren Traumgebilden nachgestrebt.

Ruprecht wollte jetzt durch die immer dichter gewordene Menge sich zu ihm durchzuwinden versuchen; allein es war unmöglich, eher hätte er Mauern mit seinem Rosse durchsprengen können, als das unstäte Gedränge der Neugierigen. So mußte er sich begnügen, den Gegenstand seiner Forschungen blos

mit den Augen zu verfolgen; aber je länger er hinsah, desto größer wurde sein Erstaunen; nicht im Gefolge des Herzogs, an dessen rechter Seite und im vertraulichsten Gespräche mit ihm begriffen, ritt Herr Otto über den Marktplatz dahin; die Stufe und der Rang, den er in Leoben einnahm, mußte ausgezeichnet und bedeutend sein; und diesem Manne gehörte Gertrud, in welcher Beziehung es nun sein mochte, an. Ruprecht knirschte mit den Zähnen, daß es ihm unmöglich war, sich zu ihm durchzudrängen; aber trotz seiner Bemühungen vorwärts zu kommen, wurde er von dem Pöbel in eine Ecke des Marktplatzes, von der die Straße zum Bruckerthore führte, zurückgedrängt.

Hier mußte er nun glühend vor Zorn, eingeklemmt, triefend vor Anstrengung, er mochte wollen oder nicht, sein Roß anhalten, und die Flüche, in die seine Ungeduld laut scheltend endlich ausbrach, reizten die Umstehenden nur noch mehr, ihm zu widerstehen. Allein das Ungefähr schien es besser mit ihm zu meinen, als er anfangs erwartet hatte. Der glänzende Zug, an dessen Spitze der Herzog und Herr Otto sich befand, lenkte mühsam genug durch das Gedränge nach der Straße hin, die zum Bruckerthore führte. Sie mußten an der Ecke des Platzes vorüber, in welcher Ruprecht sich befand, und so konnte er leicht Gelegenheit finden, sich zu Herrn Otto durchzudrängen. Allein je näher die

funkelnde und geschmückte Schaar herankam, desto unmöglicher schien es ihm, vor seinem neuen Landesherrn zum ersten Male in einem, nur auf das Zusammentreffen mit Herrn Otto berechneten, Anzuge zu erscheinen, der ihm nur einen sehr geringen Begriff von dem Hause, dessen Abkömmling Ruprecht war, beibringen konnte. Indessen mußte schnell ein Entschluß gefaßt werden, denn da die Herannahenden ihren Weg nach dem Bruckerthore nahmen, so war es dringend nothwendig, Herrn Otto noch jetzt, da das Volksgedränge sie nur langsam von der Stelle gelangen ließ, anzusprechen; denn waren sie einmal im Freien, so war es Ruprechts gänzlich erschöpftem Rosse unmöglich, die in Windesschnelle Dahineilenden einzuholen; und wo sollte Ruprecht dann Herrn Otto wieder auftreiben? So sehr Ruprecht über sein einfaches und außerdem noch dicht bestaubtes Koller, über die Müdigkeit seines Rosses und über die Volksmenge ergrimmt war, in deren Mitte er mit Herrn Otto über so wichtige Dinge sprechen sollte, er beschloß doch, alle diese Unannehmlichkeiten um Gertrudens willen hinzunehmen.

Jetzt waren die Reiter ganz nahe herangekommen, und der Gedanke, bei seinem so gänzlich glanzlosen Aeußeren dennoch diesmal aus dem Dunkel hervortreten, vom Herzoge wie von dessen Gefolge bemerkt zu werden, und vielleicht die oft gehörte Frage neuerdings beantworten zu müssen: „Seid Ihr

von den Rossum, die Marschälle waren?“ machte Ruprechten betäubter und verwirrter, als er noch jemals gewesen war. Allein Oeffentlichkeit konnte durchaus einmal nicht vermieden werden, und als jetzt Herr Otto gerade zu der Ecke hinkam, in die Ruprecht gedrängt worden war, gab dieser seinem Rosse so nachdrücklich die Sporen, daß es sich bäumte und die den Weg versperrende Menge vor seinen ausgreifenden Hufen scheu auseinander floh. So sah sich Ruprecht, während seine ehemaligen Nachbarn über die unsanfte Weise, mit der sie Platz zu machen gezwungen wurden, murrten, und es an Schmähworten nicht fehlen ließen, bald dicht an Herrn Otto's Seite und konnte ihn, wie er sich vorgenommen, also ansprechen: „Herr Otto“, sagte er, „ich komme unserer Wette gemäß, Euch den bedingten Wettpreis einzuhändigen. Hier sind die dreißig Zechinen, die ich verloren habe“, und mit diesen Worten hielt Ruprecht den Säckel mit dem Gelde dem Fremden hin. Dieser hatte auf Ruprechts Anrede sein weißes Rößchen angehalten, und statt daß, wie Ruprecht erwartet hatte, Herzog Friedrich mit seinem Gefolge seines Weges fürbaß gezogen, der Fremde aber mit Ruprecht zurückgeblieben wäre, hielten Herzog Friedrich und die ihm folgten, ebenfalls still, ja der erste schien sogar in einiger Entfernung ihrem Gespräche zuzuhören. Dies und noch mehr der lächelnde und forschende Blick, den Herr Otto

jetzt auf Ruprechts Antlitz heftete, der aber, als er auf sein Koller und sein mit gesenktem Haupte dastehendes Roß stieß, ernsthafter zu werden anfing, setzten Ruprecht in nicht geringe Verlegenheit.

Endlich nach langem Zögern entgegnete Herr Otto, den hingehaltenen Beutel zurückweisend: „Was wollt Ihr mit Euren Zechinen, Freund? Ich kenne Euch nicht!“ — „Besinnt Euch nur“, entgegnete Ruprecht, durch das Staunen über diese Antwort seine Verlegenheit vergessend, „besinnt Euch nur, es war ja erst gestern Nachmittags im Stollberger Revier, unweit vom Waldbach; Ihr müßt es ja wissen, denkt nur an die alte Eiche mit dem Astloch! Besinnt Euch nur, und nehmt den Säckel!“ Und nochmals hielt er ihm den Rest seiner Kriegsbeute hin. Herzog Friedrichs Antlitz durchzuckte ein Lächeln, auch die meisten seines Gefolges, die sich neugierig herangedrängt hatten, theilten seine Stimmung, nur Herr Otto bewahrte seinen Ernst und sagte: „Freund! behaltet Euer Geld, ich kenne Euch nicht, und habe nichts damit zu schaffen.“ Er gab zugleich seinem Pferde die Sporen und wollte seinen Weg fortsetzen, aber Ruprecht faßte die Zügel, und hielt ihn zurück. „Nein“, rief er, „Herr! Ihr müßt die Zechinen annehmen, sie sind Euer, und Ihr müßt mich kennen.“ — „Nun wahrlich,“ sagte der Fremde, sich lächelnd zu Herzog Friedrich hinüberwendend, „nun wahrlich, Euer Liebden, das hätte ich nicht

gedacht, daß Eure Unterthanen so freigebig sind, durchreisenden Fremden wider ihren Willen einen Zehrpfennig aufzudringen.“ — „Mir ist es selbst neu“, entgegnete laut lachend der Herzog, „obwohl ich es gewohnt bin“, setzte er, indem er seine Stimme erhob, freundlich um sich blickend hinzu, „daß meine wackern Steirer ihre Gaben und Steuern jährlich ohne Murren und mit treuem Herzen entrichten bis auf die Bruchtheile.“ — Ein lautes Beifalljauchzen folgte dem Lobe Friedrichs und pflanzte sich so schnell als die Worte des Herzogs bis zu den hintersten Reihen des Volkshaufens fort, bis endlich die nahen über die Giebel Leobens hereinschauenden Berge von einem dreifachen Lebehoch wiederhallten. Ruprecht hatte indessen, mit einer Hand noch die Zügel des Rosses haltend, das der Fremde ritt, mit der andern den heute gefundenen Dolch hervorgesucht, und reichte sowohl diesen als den Säckel dem Fremden neuerdings hin. „Betrachtet diesen Dolch, Herr Otto, und sagt, ob er nicht der Eure ist, den Ihr gestern im Walde vergessen habt, als Ihr davon rittet; darum nehmt, was Euer ist, Dolch und Säckel.“

„In der That“, sagte der Fremde, mit Staunen sowohl den Dolch als Ruprecht betrachtend, „der Dolch ist mein, und ich danke Euch, daß Ihr mir ihn zugestellt habt; was aber die dreißig Zechinen betrifft, so thätet Ihr besser, Ihr behieltet sie, Ihr habt graue Haare, und braucht sie besser als ich.“ —

„Nein, Herr“, rief Ruprecht mit einem überraschenden Ausdruck von Stolz und Würde; „behaltet was Euer ist, kein Herr von Rossum hat noch Almosen angenommen, und ich will nicht der erste sein, der es thut.“ — „Nun wohl“, erwiderte der Fremde in begütigendem Tone, indem er Dolch und Säckel aus Ruprechts Händen nahm und einem seiner Begleiter hinreichte, „nun wohl, ich nehme was mein ist, aber Ihr werdet mir doch nicht verwehren, Euch ein Andenken an unsere Zusammenkunft und unsere Wette zurückzulassen“; und mit diesen Worten nahm er eine schwere goldene Kette vom Halse, und sie Ruprecht über die Hand hinwerfend, die noch immer die Zügel seines Pferdes hielt, sagte er, huldreich ihm auf die Schulter klopfend: „Nehmt das, und tragt es zum Andenken Herzog Otto's von Meran und Grafen von Tirol!“ — Ruprecht stand betäubt und sprachlos vor dem Herzog, seine zitternde Hand konnte kaum das Gewicht der goldenen Kette ertragen, die auf ihr ruhte, und um das zierlich gearbeitete Geschmeide nicht zur Erde fallen zu lassen, mußte er sowohl den Zügel des Pferdes, das der Herzog ritt und den er noch immer gedankenlos festgehalten hatte, loslassen, als auch seine Linke zu Hilfe nehmen. Diesen Augenblick nahm Herzog Otto wahr, er trieb sein Pferd an, um den halb Bewußtlosen zu verlassen.

Der Hufschlag des dahin trabenden Rößleins aber weckte Ruprecht aus seiner Betäubung: sein

wichtigeres, Gertrudens Heil betreffendes Geschäft kam ihm noch zu rechter Zeit in den Sinn, er spornte seinen Gaul, drängte sich durch das Gefolge der nach dem Bruckerthore hinziehenden Herzoge, mit überlauter Stimme: „Herr Ott! Herr Ott!" den Eilenden nachrufend. Herzog Otto hielt neuerdings sein Rößlein an, und wandte sich mit fragendem Blicke nach Ruprecht um. Dieser, athemlos herankeuchend, begann nach einigen Minuten ebenso sehr bemüht Luft zu schöpfen als sich zu fassen: „Erlauchter Herr! erlaubt mir noch die einzige Frage, ob das Wappen, welches Euren Dolch wie diese Kette ziert, Euer und Eures Hauses Abzeichen ist." — „Ja wohl", entgegnete der Herzog, „es ist der Adler von Tirol; aber Freund, was bezweckt Eure Frage?" — „Erlauchter Herr", entgegnete Ruprecht, dessen Herz vor Erwartung immer ungestümer zu pochen begann, „erlauchter Herr, meine Frage beruht auf einem Umstande, der Euch vielleicht näher als Ihr glauben dürftet, angeht. Es mögen jetzt siebzehn Jahre sein, daß mein Ehegemahl, Gott hab' sie selig, unsern von Judenburg nächst Burg Thöring unter einer alten Eiche in Tüchern, mit demselben Wappen bezeichnet wie jenes, das Euren Dolch schmückt, ein kaum sechs Monde altes Mägdlein fand" — „Was sagst Du?" unterbrach ihn der Herzog, indem auf seinen Wangen Röthe und Blässe fieberhaft wechselte, „ein Mädchen? Wo ist sie, wo sind die Tücher, — dasselbe

Wappen sagst Du?“ Ruprecht hatte indessen schweigend die mitgenommenen Tücher und Windeln entfaltet, und hielt sie dem Herzoge hin. „Ja“, rief der Herzog, nachdem er sie einen Augenblick betrachtet hatte, mit freudefunkelnden Augen, „ja, sie sind es, es ist der Adler Tirols, es ist meine Agnes, ich habe sie wiedergefunden!“ Jetzt aber seinen Blick auf Ruprechts Antlitz heftend, fuhr er ängstlich fragend fort: „Aber wo hast Du sie, wo hast Du mein Kind, daß ich die langentbehrte Wiedergefundene segne; ist sie todt? O, wenn sie todt ist, warum hast Du mir gesagt, daß sie lebte?“ Die nassen Augen, die der Herzog früher zum Himmel emporgehoben hatte, hefteten sich jetzt in scheuer Erwartung auf Ruprechts Lippen, von deren nächster Bewegung er unendliche Freude oder unsäglichen Gram zu erwarten hatte. „Beruhigt Euch, erlauchter Herr“, entgegnete Ruprecht, fast eben so tief bewegt, als Agnesens Vater; „sie lebt, und lebt in Fülle der Gesundheit.“ — „Mein Kind lebt!“ schrie der Herzog mit zum Himmel emporgehobenen Händen, „mein Kind lebt, ich werde es wiedersehen; mein Kind lebt!“ rief er, indem er jetzt Ruprecht, jetzt Herzog Friedrich, der mit froher Theilnahme dem glücklichen Vater sich genähert hatte, umarmend, küssend, mit reichlich niederströmenden Thränen ihre Wangen benetzte; „mein Kind lebt!“ rief er unaufhörlich, als hätte die deutsche Sprache nicht mehr als die drei Worte für ihn; aber jetzt plötzlich sich

aus Ruprechts Armen losreißend, schwang er sich vom Pferde, und warf sich inmitten der Straße auf die Kniee und, sein freudegeröthetes Antlitz dem blauen Himmel zukehrend, die Hände inbrünstig gefaltet emporhebend, stammelte er mit von Thränen erstickter Stimme: „Mein Kind lebt!“ Alle Umstehenden entblößten ihre Häupter, und feierten mit würdiger Stille den Augenblick, in dem ein beglückter Vater sein heißes Dankgebet zum Himmel emporsandte. Endlich erhob sich der Herzog, aber seine Kniee wankten, und die übergroße Freude, sein Kind wieder gefunden zu haben, schien seine Lebenskräfte gänzlich erschöpft zu haben.

Herzog Friedrich und Ruprecht schwangen sich von den Pferden, um den Schwankenden zu unterstützen, und er bedurfte der Unterstützung. „Macht mich sitzen“, sagte er mit gebrochener Stimme, „es ist über meine Kräfte.“ Der Herzog wurde zu einer vor dem nächsten Hausthore angebrachten Steinbank geführt; man bemühte sich, das dichte Gedränge des Volkes in seiner nächsten Umgebung zu vermindern, und ein eilig herbeigeschaffter Becher alten, köstlichen Weines ließ ihn allmählig sich wieder erholen. Ruprecht hatte sich aus dem Gedränge der um ihren Herrn bemühten Diener und Vasallen zurückgezogen; theils, weil er nicht im Wege stehen wollte, vor Allem aber, weil er selbst Erholung nach einer so gewaltigen Erschütterung bedurfte. Als aber

nun der Herzog die Augen wieder aufschlug und seiner Sinne wieder mächtig wurde, drängte er die ihm zunächst Stehenden hinweg, indem er mit bewegter Stimme rief: „Wo ist er, den der Herr gesendet hat, mir mein verlornes Kind wieder zuzuführen? Wo ist er, laßt mich nicht glauben, es sei nur ein eitler Traum, der mich beglückt und erfreut hat." Herzog Friedrich führte nun mit eigener Hand Ruprecht zu dem freudetrunkenen Vater. „Ja", rief dieser, „Du bist es, Du hast mir mein Kind wiedergegeben; tritt näher; sag' mir, wo hast Du mein Kind, wie ist's ihr ergangen, erzähle mir, was ihr begegnet, wo Du sie fandest." — „Wir fanden sie", entgegnete Ruprecht, „wie ich schon gesagt habe, erlauchter Herr! in der Gegend von Judenburg nächst Burg Thöring unter einer Eiche, unfern von ihr noch den halbwarmen Leichnam eines Weibes, das seiner Kleidung und Hautfarbe nach eine Zigeunerin, und an deren Tod einzig Hunger und übergroße Anstrengung Ursache zu sein schien, denn wir konnten sonst ungeachtet alles Forschens keine Verletzung an ihr wahrnehmen." — „So hatte doch meine arme Elisabeth Recht", sagte der Herzog, wehmüthig sein Haupt senkend, „die immer behauptete, Zigeuner hätten die Kleine aus den Armen ihrer unachtsamen Wärterin gestohlen. Ach, ihr ganzes Leben hat sich in fruchtlosem Suchen verzehrt, und sie hat das Wiederfinden ihres Kindes nicht mehr erlebt." Hier

trocknete sich der Herzog die nassen Augen; aber nach einer Weile sich ermannend rief er aus: „Aber was klage ich, daß mir der Himmel nicht Alles nach Wunsch gemacht hat? hat er mir doch ein vielgeliebtes Kind wieder gegeben. Sagt mir, wo habt Ihr sie, ist sie hier? laßt mich sie sehen.“ — „Erlauchter Herr“, erwiderte Ruprecht, „sie ist nicht hier, sie ist im Kloster Göß.“ — „Im Kloster“, rief der Herzog, „im Kloster Göß, wie — habt Ihr mir das arme Kind zur Nonne gemacht?“ — „Nicht so“, unterbrach ihn Ruprecht, „sie ist nicht Nonne, sie hält sich blos dort mit meiner Tochter unter dem Schutze der Aebtissin auf, denn mein Ehegemahl, ihre Pflegemutter, starb, als ich in Wälschland war.“ — „Du armes Kind“, sprach der Herzog halblaut vor sich hin, „Du armes Kind, was wirst Du nicht Alles haben erfahren und erdulden müssen!“ — „Nein, Herr Herzog“, entgegnete Ruprecht, nicht ohne sich von der Aeußerung des Herzogs beleidigt zu fühlen, „wir haben sie gehalten, wie unser leibliches Kind, und wenn sie keine Erziehung bekam, wie ihrem Stande, den wir nicht kannten, geziemt, so ist sie doch erzogen wie ein Edelfräulein in Zucht und Sittsamkeit.“ — „Vergebt“, erwiderte nach einer Pause der Herzog, „einem Vater die allzugroße Sorge für sein Kind. Wir Menschen verlangen ja, so gnädig der Himmel auch ist, immer noch mehr als er uns gegeben hat. Aber ich will nicht länger

zögern", setzte er, sich aufzurichten bemüht, hinzu; „ich will sie sehen, ich will nach Göß." — „Nein, Herr Otto", sagte Herzog Friedrich, der zu zartfühlend, um die Ergießungen der Vaterfreude zu stören, bisher nur einen theilnehmenden Zuhörer abgegeben hatte; „nein, Ihr dürft noch nicht fort, Ihr seid noch zu ergriffen, Eure Hände zittern noch, Ihr müßt noch bleiben und Euch zu beruhigen suchen." — „Erlauchter Herr", nahm Ruprecht jetzt das Wort, „wenn Ihr's vergönnt, so reite ich nach Göß voraus, Eure Tochter vorzubereiten, daß auch sie bis zu Eurer Ankunft ihr Glück fassen und ertragen lerne." — „Thut das", sagte Herzog Friedrich, Euer Roß aber scheint mir ermüdet, nehmt mein eigenes, sputet Euch." Auf des Herzogs Wink war bereits sein Renner herbeigeführt worden, Friedrich drängte, und obwohl Ruprecht sich weigerte, so sah er sich doch genöthigt, endlich das fürstlich geschmückte Thier zu besteigen, das wenige Minuten hierauf ihn schon mit Blitzesschnelle an den Ufern der Mur den Weg nach Göß hinuntertrug.

Ruprecht hatte während des ungestümen Rittes nicht Zeit, über das nachzudenken, was vorgegangen war, sein Herz war bis in seine innersten Tiefen bewegt und erschüttert; aber er konnte nicht unterscheiden, welches Gefühl drein hauste. Die kurze Strecke Weges war zurückgelegt, schon ritt er an den Mauern des weitläufigen stadtähnlichen Klostergebäudes hin, jetzt hatte er den Ring der Glocke

ergriffen, der die Pförtnerin herbeirief. Noch immer konnte das Schicksal seine Hoffnungen täuschen, das Entsetzlichste konnte sich ereignet haben, um Ruprechts aufkeimende Hoffnungen neuerdings zu vernichten; er fragte mit ängstlichem Gefühle um Marien, um Gertrud. Aber seine Besorgnisse waren ungegründet gewesen: Marie und Gertrud, hieß es, seien im Garten, und ihrem Vater sei der Eintritt in denselben unverwehrt. Ruprecht schwang sich vom Pferde, eilte klirrenden Schrittes durch den wiederhallenden Kreuzgang, durch die Gartenpforte, und als er jetzt auf dem mit fahlen, rauschenden Blättern bedeckten Rasen einige Zeit hingegangen war, schlug plötzlich ein Schrei an seine Ohren, und wenige Augenblicke darauf lagen die beiden schlanken Gestalten, seine Töchter, an seinem Busen. Ruprechts rauher gewordenes Gemüth blieb doch nicht ganz der Rührung unzugänglich, als jetzt nach jahrelanger Trennung wieder zum ersten Male die Herzen seiner Kinder an dem seinen schlugen, und wenn er ihr Entzücken und ihre Thränen nicht theilte, so war dies mehr die Folge des Geschäftes, in dem er kam, als die Verwilderung seines Gemüthes. Die sanfte Marie, der Rührung und Thränen mehr gewohnt als die lebhafte Gertrud, die eben deshalb um so heftiger ergriffen wurde, wenn es einmal geschah, fand zuerst nach langen Umarmungen und vielen Küssen wieder Worte, und fragte, noch bebend vor

Freude wie vor Furcht, ihren Vater vielleicht auf das Ereigniß vorbereiten zu müssen, das ihr weiches, treues Herz noch tiefer verletzt hatte, als selbst die Schwäche Hartmanns, ob Ruprecht schon zu Stollberg gewesen sei? Ruprecht nickte bejahend, er hatte die Frage Mariens nur zu wohl verstanden, und die Thränen, die neuerdings ihre schönen Augen verdunkelnd benetzten, verkürzten ihm den Sinn ihrer Frage.

Nach einer Weile hub Marie mit schüchterner Stimme von neuem an, ob der alte Kuno ihm von den letzten Wünschen der geliebten Mutter gesprochen habe. — „Ja", sagte Ruprecht, „ihr letzter Wunsch war, daß ich Euch arme Waisen schützen und schirmen soll auf Euern Wegen. Ach, ich bin selbst verwaiset und vom Glücke verlassen." — „Lieber Vater, was grämt Ihr Euch", unterbrach ihn liebkosend die freundliche Gertrud, „wir sind keine Waisen mehr, wir haben Euch ja wieder; laßt das Vergangene ruhen, denkt nicht an unabänderliche Dinge, sagt lieber", setzte sie mit kindischer Begehrlichkeit und wie erfreut, daß sie endlich die häßlichen Thränen und den traurigen Ernst wieder losgeworden, hinzu, „sagt lieber, was habt Ihr uns aus dem fernen Wälschland mitgebracht?" — „Was ich Euch mitgebracht habe?" sagte Ruprecht, tiefsinnig die Wangen seiner bleichen Tochter streichelnd, „Dir, meine arme Marie, habe ich nichts mitgebracht, als mich selbst, das heißt ein zerrissenes Herz, einen grauen Schädel und bittere Erfah-

rungen. Du armes Kind, Du heißt ja auch Rossum, Du konntest nichts anderes erwarten; — Dir aber", fuhr er, sich zu Gertrud wendend, und endlich des Zweckes seines Hierseins gedenkend, fort, „Dir aber habe ich einen Vater mitgebracht." — „Einen Vater?" sagte Gertrud lächelnd, „nun, wenn Ihr nur recht freundlich und gut mit uns sein wollt, so will ich zufrieden sein, daß Ihr uns nichts als nur Euch selber mitgebracht habt." — „Es ist Ernst, was ich Dir gesagt habe", versetzte Ruprecht, Du bist kein Findling mehr, Du hast einen Vater, und einen, der besser für Dich sorgen kann, als ich." — „Ist's möglich!" rief Marie mit freudigem Erstaunen, und auch Gertrud heftete erröthend ihre großen blauen Augen auf Ruprechts Antlitz. — „Einen Vater?" wiederholte sie mit zweifelnder Stimme. — „Ja, einen Vater", erwiderte Herr Ruprecht, „denn Du bist Agnes, die Tochter Herzog Otto's von Meran." Mit einem Freudenschrei stürzte Marie freudetrunken auf Agnes zu, die regungslos dastehend und erbleichend die schönen Augen zur Erde senkte.

Man sagt, daß alle großen Erschütterungen unsere Seele für Augenblicke ihrer Thätigkeit und Kraft berauben, und sie in den Zustand einer traumähnlichen Abstumpfung versetzen. Aber gerade in dem Zustande des Traumes und der Betäubung schwingt sie sich über die Grenzen irdischer Beschränktheit hinaus und wandelt in dem Reiche der

Ahnungen mit Geistern Hand in Hand umher. Sie taucht in die Tiefen der Zukunft und schwebt über den Wellen der Zeit, die erst nach Jahren an ihrer irdischen Hülle hinrauschen. Reißt sie aber der wiedererwachte Organismus in das Alltagsleben zurück, so hüllen sich jene geheimnißvollen Gebilde wieder in die düsteren Schleier, die sie ehemals verborgen, die Anschauung wird zur Ahnung und klares Wissen zu dunklem Vermuthen. — So stand auch Agnes, als sie aus dem Zustande von Vermuthung und Abstumpfung, in dem sie sich befunden hatte, zum vollen Bewußtsein zurückkehrte, lange betroffen und sprachlos da; endlich Worte findend, sprach sie: „Nein", es ist nicht wahr, Ihr scherzt nur, lieber Vater, ich bin nicht die Tochter Herzog Otto's von Meran, o sprecht Wahrheit, ich bin es nicht!" — „Bei meiner Rittterehre, Gertrud — Agnes will ich sagen", versetzte Ruprecht, „Du bist die Tochter Herzog Otto's von Meran." — „Ach mein Gott", versetzte Agnes, indem helle Thränen in ihre Augen traten, „ach mein Gott, ist es möglich? Aber er wird mich doch bei Euch lassen, wird mich nicht wegführen, weit weg von meiner Marie, von Kloster Göß, von Burg Stollberg, von der lieben Mur?" — „Närrchen", erwiderte Ruprecht, indem er nicht ungerührt von ihrer kindlichen Anhänglichkeit, die rosigen Wangen des bebenden Mädchens streichelte; „Närrchen, er wird Dich doch nicht hier lassen,

nachdem er Dich so lange entbehrte. Er wird Dich heimführen, viele Meilen von hier in's schöne Tirol zu Deinen Brüdern und Schwestern, aber Du wirst uns darum nicht fern sein; denn nah sind sich im Geiste, die einander in Liebe gedenken, und nicht wahr, Du wirst den alten Ruprecht, die arme Marie, die Trümmer von Stollberg nicht vergessen, du wirst in Liebe unser gedenken?" — „O gütiger Gott", schluchzte Agnes, unfähig länger ihren Schmerz zu verhehlen, „ich soll fort von Euch, und so weit, und ich kenne ihn gar nicht. In die Fremde wird er mich führen, o viele, viele Meilen von hier, und so werde ich leben müssen, einsam und verlassen wie der ägyptische Joseph in der Sclaverei!" — Ruprechts Antlitz verdüsterte sich, es war ihm unerklärlich, wie man einen Herzogshut mit Thränen und Klagen empfangen könne, und ein solches Benehmen schien ihm an Blödsinn zu grenzen. „Thörichtes Kind", sagte er, „warum weinst Du? Ein Zufall hebt Dich aus den Tiefen des Lebens zu seinen höchsten Höhen empor, wirft Dir Ehre, Ansehen, Gewalt und Reichthum in unermeßlicher, unerschöpflicher Menge zu, und Du klagst? Dir wird kein Wunsch jemals versagt werden, für Dich hat das Leben keine Stacheln und die Erde kein Grab, denn die Namen der Fürsten reichen über die Zeit hinaus und sind in das goldene Buch der Ewigkeit geschrieben. Sie sind die fühlbaren

Götter der Erde, sie können das Unrecht bestrafen, Wohlthaten vergelten, unverdiente Leiden mildern, bei ihnen ist das Recht und die Macht, und darum klagst Du? O, wie ungerecht vertheilt das Glück seine Gaben. Wo ich das Licht meiner Augen, mein Leben, mein Alles hingäbe für ein Jahr in Ehre, Macht und Ansehen verlebt, da wirft es diesem Kinde, das sie nicht begehrt, das sie nicht zu schätzen weiß, Jahrzehende im Schlafe zu." Mit diesen Worten riß er sich bitter lächelnd von Agnes los, die ihn mit ihren weißen Armen fest umschlungen hielt, und verschwand in dem nächsten Gebüsche.

Die sanfte Marie aber trat jetzt zu der Weinenden und sprach, indem sie traulich Gertrudens Leib umfing: „Was weinst Du, Gertrud? Sieh, es ist ja Alles besser als Du meinst. Dein herzoglicher Vater wird nicht so ernst und traurig sein als Vater Ruprecht und Du hast Fröhliche ja immer lieber gehabt als Traurige; und dann denk' nur, Du hast ja immer so viel Freude an Kleidern und Putzsachen gehabt und hast Dich manchmal nach einem neuen Pelzkäppchen gesehnt. Das wird nun Alles anders werden; Du wirst nun nicht mehr Jahre hindurch auf ein neues Sonntagskleid sparen müssen, bei Dir wird jetzt immer Sonntag sein, und neue Kleider wirst Du vollauf haben, Pelzkäppchen und Goldstickerei, Ringe und Edelsteine, die goldene Schaukette, die Du Dir erst neulich so sehnlich wünschtest, mehr als

eine wirst Du haben, und wirst nicht mehr in den alten Klostermauern eingesperrt sein, bei Turnieren und Ringspielen wirst Du den Preis vertheilen, wirst vortanzen im Fackelreihen und einen schönen milchweißen Zelter wirst Du haben mit purpurnem Ueberthan und goldenem Zügel, und Alles wird von der schönen Prinzessin Agnes reden, und die Leute werden flüstern und sagen: „Seht ihr sie, dort ist sie, da kömmt sie, wie schön sie ist, und wie gut die goldenen Locken zu ihren blauen Augen stehen!" — Siehst Du, Mädchen, d'rum weine nicht, und wenn wir auch ferne von Dir sind, Du kannst uns ja allemal bei Dir haben, wenn Du uns willst!"

Agnes' Augen waren während Mariens begütigender Rede so ziemlich trocken geworden, ihre Brust wallte nicht mehr von krampfhaftem Schluchzen erschüttert stürmisch empor; sie strich sich langsam die blonden Locken aus dem Gesichte, ein heimliches Lächeln spielte um ihre Lippen und bildete in den noch thränennassen Wangen liebliche Grübchen. Da erhoben sich vor der Mauer des Klostergartens, der dicht an die Straße stieß, dichte Staubwolken, Hufschlag wurde laut, ein Reitertrupp brauste in immer steigender Schnelligkeit heran; jetzt bog er um die Ecke der Mauer, und sprengte gegen die Klosterpforte hin. Die Mädchen fuhren unwillkürlich zusammen, Agnes war ganz bleich geworden und sah sich ängstlich nach Rupreht um, der jetzt aus

dem Gebüsche hastig hervortretend und sich zu Agnes hinwendend, nicht ohne einige Feierlichkeit in Stellung und Worten also sprach: „Es ist der Herzog, Euer Vater, seid nur bereit, ihn zu empfangen, wie ein so lang entbehrter Vater, ein so huldreicher Fürst verdient.“ Während dessen war Herzog Friedrich mit seinem erlauchten Gaste, den Sehnsucht und Ungeduld nicht länger zu Leoben hatten verweilen lassen, an der Pforte des Klosters Göß angekommen.

Vor dem geheiligten Namen des Landesherrn öffneten sich allsobald ihre eingerosteten Flügel, und die öden Mauern des weitläufigen Klostergebäudes, nur gewöhnt, geistliche Hymnen und die eintönigen Klänge des Chorgesanges wiederzuhallen, ertönten von dem kriegerischen Gewieher der Rosse und dem weltlichen Geklirre ritterlicher Sporen. Jetzt trat auch die Aebtissin im vollen Schmuck ihrer Würde den erlauchten Gästen bewillkommend entgegen; sie empfahl sich und das Kloster der Gunst und Gnade Herzog Friedrichs, ihres obersten Vogtherrn, und als dieser jetzt um Marie Rossum und Gertrud den Findling fragte, erbot sie sich, die Fürsten selbst die hallenden Kreuzgänge entlang zum Klostergarten hinzuweisen, ohne auch nur eine Miene zu machen, selbst den jugendlichen Begleitern der Herzoge den Zutritt in das Heiligthum und das Dahinschreiten an den Zellen der Nonnen zu verwehren, wie sie vielleicht wohl gewünscht hätte. Herzog Otto war

den Uebrigen hastigen Schrittes vorausgeeilt. Jetzt betrat er den Klostergarten, herbstliches Laub rauschte unter seinen Füßen, und manches Hälmchen des vergilbten Grases war mit weißlichem Morgenreif bedeckt. In ihm aber war Frühling; er eilte mit immer rascherem Schritte vorwärts, als er plötzlich von ferne Ruprecht und an seiner Seite zwei jugendliche Mädchengestalten ihm entgegenkommen sah. Da drückte die Ueberfülle seines Glückes sein Herz zusammen, er konnte kaum mehr athmen, die Füße weigerten ihm den Dienst: die von heiligen Thränen getrübten Augen wußten zwischen den beiden lieblichen Gestalten keine Wahl zu treffen; er mußte stille stehen, und konnte nur die Arme sehnsüchtig ausstrecken, die lang verwaiste Tochter zu umfangen. Aber auch Agnes' Schritte wurden immer kleiner, ihre Wangen immer röther; es war ihr, als brenne der Boden unter ihren Füßen, eine ungeheure Angst befiel sie, ihre Kniee zitterten, und endlich sah auch sie sich genöthigt, trotz des leisen Zuredens Ruprechts, stille zu stehen.

Während dessen waren die Begleiter Herzog Otto's herangekommen. Herr Otto aber stand noch immer mit weit geöffneten Armen, und wußte seine Tochter unter den beiden Mädchen nicht herauszufinden, und Agnes, der Ruprecht immer dringender zusprach, zitterte immer heftiger; da trat Herr Hartneid von Wolkenstein, einer von den tirolischen Edel-

leuten und Herrn Otto's Waffenbruder, hervor und, sein greises Haupt vor dem Herzoge neigend, begann er also: „Erlauchter Herr! was zauderst Du Deine Tochter zu umarmen? denn so wahr ich einst Herzog Wolfs von Baiern eheleibliche Tochter Elisabeth in Blüthe der Jugend und Schönheit als Dein eheliches Gemahl von Augsburg Dir zuführte, so wahr das Bild der Frühverblichenen noch frisch und jugendlich meinen alten Augen vorschwebt, so wahr ist diese — ihr Ebenbild — Agnes von Tirol, ihr und Dein verlornes, wiedergefundenes Kind!"

Mit diesen Worten Agnes' Hand ergreifend, die ihm willenlos und kaum ihrer Sinne mehr mächtig folgte, führte er sie in die Arme des Herzogs, der sie unter heißen Freudenthränen unzähligemale auf das zärtlichste umarmte. Auch Ruprecht, den Hartneids Dazwischenkunft äußerst unangenehm überrascht zu haben schien, trat nun hinzu und sprach: „So wahr ich Rossum heiße und des Herzogs von Oesterreich Lehensmann bin, dies ist das Kind, das vor siebzehn Jahren nächst Burg Thöring in den Windeln, die ich Euch heute übergab, gefunden wurde, und wenn Ihr Herzog Otto von Meran, Graf zu Tirol seid, so ist dies Agnes von Meran und zu Tirol, Eure eheleibliche Tochter." Der Herzog aber hatte, seitdem er Agnes in seinen Armen hielt, für Alles, was zu ihm gesprochen wurde, selbst für den geräuschvollen Zuruf,

mit dem die anwesenden Tiroler Landesherren auf Hartneids Wink der Tochter ihres Herzogs huldigten, kein Ohr mehr. Gegen Alles, was nicht Agnes war, blind und fühllos geworden, konnte er sich an der weißen Stirne, den rosigen Lippen nicht satt küssen, und wurde nicht müde, mit ihren blonden Haaren zu spielen; zugleich weinend und freudig vor sich hinlächelnd, nannte er sie mit allen Schmeichelnamen, die er nur kannte, und überhäufte sie mit Liebkosungen aller Art. — Ruprecht, der noch immer eine freundliche Antwort vom Herzog Otto erwartete und sich so gänzlich unbeachtet sah, zog tief gekränkt und beleidigt sich aus der Nähe der durch ihn Beglückten zurück, und suchte, indem er mit seiner Tochter ein Gespräch über ihre letzte Vergangenheit anknüpfte, der schadenfrohen Menge zu verbergen, wie sehr ihn das Benehmen des Herzogs verletzt habe.

Agnes hatte indessen die erste Bestürzung überwunden und, wieder zur Besinnung gekommen, versuchte sie, ihrem Vater auf die ihr von Ruprecht beigebrachte Weise zu begegnen. Sie bemühte sich demnach, da sie bisher halb bewußtlos in Herrn Otto's Armen geruht hatte, den Platz an seinem Busen mit dem zu seinen Füßen zu vertauschen; Herr Otto aber, ihr Vorhaben merkend, widersetzte sich demselben, indem er sie nur um so fester an sich drückte. „Was willst Du, Mädchen?" sagte er; „Du sollst

Deinen Vater küssen, nicht vor ihm knieen, Du bist ja mein Kind, nicht mein Knecht. O! Du bist ganz wie Deine Mutter war, Du hast ihr Lächeln und ihre Grübchen in den Wangen und die goldenen Locken und die feingeformten Lippen! Ei, Närrchen, schämst Du Dich? Senke Deine Vergißmeinnicht-Augen nicht zur Erde! doch ja, schlage sie nur nieder, ein Mädchen soll züchtig und sittsam sein; meine Elisabeth war's auch;" und jetzt zu dem nahestehenden Wolkenstein sich wendend, fuhr er fort: „Schau sie an, Hartneid, wie sie dasteht hocherröthend mit halbgeschloss'nen Augen! Mein Seel', ich muß blind gewesen sein, daß ich nicht gleich das Kind meiner Elisabeth erkannte." — „In Wahrheit, Herr!" entgegnete der von Wolkenstein, „das muß gewesen sein, denn gerade so stand Frau Elisabeth da, Gott hab' sie selig! als ich sie Euch zuführte von Augsburg! Wißt Ihr noch, als Ihr sie fragtet, ob sie, im Flachland geboren und erzogen, sich denn nicht fürchte vor den bösen Steigen in Tirol?" — „Wohl weiß ich's", entgegnete Herr Otto, „damals stand sie auch so da, wie die, und schämte sich, daß Gott der Herr sie so reich bedacht habe vor andern Erdentöchtern, und dann antwortete sie auf meine Frage, sie wolle in dem gebirgigen Tirol und auf den schlimmsten Steigen nicht verzagen, wenn ihr nur ein mächtiger Mann hilfreich die Hand böte, und dabei sah sie mich verstohlen an." — „Ich liebe

die Berge", flüsterte Agnes, indem sie ihren Vater anmuthig lächelnd anblickte. „Liebst Du sie?" rief dieser, sie neuerdings an sein Herz drückend; „ei, Du Goldkind, Du mußt sie ja lieben, Du bist ja ein Landeskind, wie die Gemsen in unseren Bergen, Du bist ja eine Tirolerin!" — „Und ist Tirol ein schönes Land?" frug Agnes freundlich zu ihrem Vater hinaufblickend. „Ein schönes Land", entgegnete dieser, „ich sage Dir, es ist ein Edelstein in deutschen Landen. Ueber ein Land, das hohe Berge und treue Herzen hat, über Tirol geht nichts. — Und Du hast es so lange nicht gesehen", fuhr er nach einer Pause fort, „hast Deine Brüder und Schwestern nicht gesehen und hast Dein Vaterland so lange entbehrt! Aber Du sollst es wiedersehen, und bald, noch heute machen wir uns auf den Weg, ja, gleich jetzt." Nun sich zu seinen Begleitern wendend fuhr er fort: „He! Ihr Herren, besorge mir doch einer einen Paßgänger, und legt ihm einen Saumsattel auf, und sputet Euch, wir brechen heute noch auf nach Tirol."

Man eilte dem Befehl des Herzogs nachzukommen; Agnes aber fühlte die Angst und Beklemmung, deren sie kaum ledig geworden war, wieder in voller Stärke zurückkehren. Sie sollte nun so schnell von Allem, was sie liebte, was ihr vertraut und werth war, sich trennen und mit Fremden in ein fremdes, fernes Land hinziehen. Da drangen ihr, so sehr sie sich auch bemühte, sie zu unterdrücken, helle Thränen

in's Auge, und ihre feuchten Blicke weilten auf Ruprecht, der mit ihrer theuren Marie in der Ferne, wie es schien gleichgiltig und theilnahmlos, auf und nieder ging. Nur die Aebtissin, die mit mütterlichem Scharfblick Agnes bisher betrachtet hatte, schien die peinliche Lage, in der das arme Mädchen sich befand, zu ahnen, und war auf ihre Weise bemüht, ihrer Unerfahrenheit zu Hilfe zu kommen. Sie trat zu ihr hin, sprach ihr Muth und Trost zu, und indem sie mit inniger Rührung Abschied von dem blühenden Mädchen nahm, das erst vor Kurzem unter ihren Augen von der Knospe zur Blume sich entfaltet hatte, konnte sie sich nicht versagen, Agnes tausend Ermahnungen und Lehren auf den von ihr bisher noch unbetretenen Pfad des Weltlebens mitzugeben.

Während dessen war Herzog Friedrich, bisher ein zwar wortloser, aber wenn anders Züge sprechen und Blicke reden, nicht stummer Zuschauer der eben erzählten Ereignisse, zu Herrn Otto hingetreten, der, ungeduldig der Zeit des Aufbruches harrend, wie ein feuriges Roß sich unstät auf einer Stelle umher bewegte und unaufhörlich die Saumseligkeit der Diener schmähte. „Wahrlich, Euer Liebden", sprach er ihn an, „kaum von meinem ärgsten Feinde hätte ich soviel Kränkung und Herzleid erfahren zu müssen geglaubt, als Ihr, mein freundlicher Nachbar, mir heute zufügt." — „Was habt Ihr", frug Herr Otto,

indem er seine Blicke erstaunt auf Friedrichs blühendes Antlitz heftete, „was hab' ich Euch gethan?“

„Fragt Ihr noch?“ entgegnete Friedrich, und ein freundliches Lächeln überflog seine Züge; „nahmt Ihr mir nicht heute den besten Theil meiner Steiermark, die Perle meines herzoglichen Schatzes, weg, und ich muß wehrlos zuschauen und kann es nicht hindern?“ — „Ei! wenn's nur das ist, das mag hingehen“, entgegnete Herr Otto, und nach einigem Besinnen setzte er, sich abwendend, als wollte er Herzog Friedrichs Blicke vermeiden, hinzu: „und wenn Euch an dem Kleinod so viel gelegen ist, so kennt Ihr ja das alte Sprichwort: „Um Geld und gute Worte ist Alles feil.“ — Agnes aber, so unschuldig und sittsam sie vor der Aebtissin dastand und mit zur Erde gesenkten Blicken nur ihren Lehren zu horchen schien, fühlte, als Herzog Friedrich von seinem Herzeleid sprach, ihre Wangen unwillkürlich erglühen; diese Gluth vermehrte sich, da sie Herrn Otto's Antwort vernahm; als sie aber jetzt aufschauend den fragenden Blicken Friedrichs begegnete, wurden die Rosen ihres Antlitzes zur purpurnen Röthe des aufdämmernden Morgens, eine süße Antwort auf eine freundliche Frage. Die Aebtissin indessen, Agnes' steigende Rührung wahrnehmend, wollte sie durch die Fortsetzung ihrer salbungsvollen Rede für den herannahenden Augenblick des Scheidens nicht noch mehr erschüttern, sie brach daher ab

und kaum hatte sie dem schüchternen Mädchen ihren mütterlichen Segen ertheilt, als Herr Otto mit der Nachricht, Alles sei zur Abreise bereit, hinzutrat, in freudiger Hast zum schnellen Aufbruch mahnte und die bebende Agnes den Garten und Kreuzgang entlang zur Klosterpforte geleitete. Das Gefolge eilte den vorangehenden Fürsten nach, und auch Ruprecht, dem Agnes' sehnsüchtige Blicke nicht entgangen waren, hielt es für rathsam, mit Marie, die der Gedanke an die bevorstehende lange Trennung nicht minder ergriff als Agnes, den Fortziehenden bis an die Pforte zu folgen. Sie hatten den dahin führenden Kreuzgang noch nicht zur Hälfte zurückgelegt, als ihnen ein Edelknecht mit der Bitte entgegeneilte, ihre Schritte zu beschleunigen. Herr Otto und Prinzessin Agnes verlangten nach ihnen. Als sie nun zur Pforte gelangt waren, sank Agnes unter heißen Thränen an Ruprechts Brust, dann umschlang sie unter heftigem Schluchzen Marien, die ihrerseits ebenfalls in Thränen zerfloß. Agnes konnte nicht reden, und was sie hatte sagen wollen, das sagten ihre Thränen besser als tausend Worte. Endlich trat Herzog Friedrich hinzu, und Agnes' Hand mit zarter Scheu ergreifend, führte er sie zu dem ihr bestimmten Zelter, und nachdem er sie schweigend in den Sattel gehoben, schwang er sich selbst mit ritterlichem Anstande auf sein Tigerroß, das Zeichen zum Aufbruche von Herrn Otto

erwartend. Dieser aber war in tiefer Rührung und mit nassen Augen zu Ruprecht getreten. „Herr", sprach er, „was Ihr an mir und meinem Kinde gethan, das kann nur der Himmel lohnen, ich kann nichts als Euch die Hand schütteln, Euch küssen und sagen: Habt Dank!" Mit diesen Worten warf er sich, nachdem er Ruprecht auf das herzlichste umarmt, auf sein weißes Rößlein; Agnes warf ihren Geliebten noch einige Kußhändchen zu, und der Zug setzte sich in Bewegung. Die Zurückbleibenden blickten ihnen ein jedes mit eigenen Gefühlen lange nach.

Die letzten Reiter des fürstlichen Gefolges verschwanden in den Krümmungen des Thalweges, und jetzt erst wurde Ruprecht durch Mariens lautes Schluchzen aus seinen Träumen erweckt. Die Aebtissin trat nun hinzu, sie bewillkommte ihn als einen lang entbehrten Gast, und schien den eigentlichen Hergang der glänzenden Entwicklung von Agnes' Schicksalen von Ruprecht des Breiteren erfahren zu wollen; dieser aber begnügte sich, auf so artige Weise, als ihm in dem Augenblicke möglich war, für Alles, was sie seiner verlassenen Marie Gutes und Liebes erwiesen habe, zu danken; indem er sie zugleich um die Vergünstigung bat, die letztere noch einige Zeit, zur Vollendung ihrer Erziehung, wie er sagte, im Kloster Göß zurücklassen zu dürfen. Das wurde ihm zugesagt; er begleitete die Aebtissin

und Marien bis zu dem Eingange des eigentlichen Klostergebäudes, das Marien jetzt zum ersten Male einsam und öde vorkam. Dort sie verlassend wollte nun Ruprecht zu Pferde steigen und den Heimweg nach Stollberg antreten. Aber jetzt besann er sich, daß Herzog Friedrich auf demselben Tigerrosse, das Ruprecht nach Göß getragen hatte, Herrn Otto und Agnes begleitete; sein eigener Klepper war wahrscheinlich zu Leoben zurückgelassen worden, und so blieb ihm denn keine Wahl, als sich dahin zu Fuß auf den Weg zu machen. Die Straße, die von Göß nach Leoben führt, schlängelt sich an den felsigen Ufern hin, die hier die Mur in ihrem Bette zusammendrängen. Von ihrer Höhe blickt man ungehindert weit in den grünen Bergkessel hinaus, in dessen Mitte das freundliche Leoben liegt. So sah auch Ruprecht, als er jetzt fest in seinen Mantel gehüllt die einsame Straße hinging, Burg Weidenberg zu seiner Rechten, vor ihm im Thale Leoben, zur Linken aber, jenseits der Mur, auf den waldigen Höhen des Roßkogels die Zinnen von Stollberg.

Er stand unwillkürlich still, seine Blicke schweiften gedankenlos auf den wohlbekannten Gegenden umher, ein Heer von streitenden Gefühlen bewegte seine Brust. Der entscheidende Augenblick war vorüber, Gertrud war zur Agnes, der Findling zur Fürstentochter geworden, aber die nächsten Folgen dieses Ereignisses waren für ihn nicht so heilbringend

gewesen, als er vielleicht erwartet haben mochte. Er war vernachlässigt worden, und der Umstand, daß er nun dieselbe Straße, die er kurz zuvor auf dem Leibrosse des Herzogs hingesprengt war, mühselig zu Fuße zurücklegen mußte, berührte sein stolzes Gemüth nicht auf die angenehmste Weise. Dessenungeachtet dachte er diesmal nicht, wie er sonst wohl gethan hatte, an die Trüglichkeit und Nichtigkeit der Bilder, die ihn umgaukelten. Diesmal ahnte er keine List, keine Tücke des Schicksals. „Nein", sprach er leise vor sich hin, „Gertrud ist nicht undankbar, sie hatte für ihren Freund und Schützer nicht blos ein kühles „Habt Dank!" sie gab auch, was ihre Armuth besaß, in Fülle: reichliche Thränen. Aber nun, da sie reich geworden, wird sie auch mehr geben; sie wird nicht vergessen, daß wir sie sechzehn Jahre hielten wie unser leibliches Kind; sie wird den weißen Grabstein nicht vergessen, unter dem Mutter Bertha ruht; sie wird Burg Stollberg, die Wiege ihrer Jugend, nicht in Trümmer fallen, sie wird mich nicht im ohnmächtigen Streben vergehen lassen; sie wird es nicht; Herr Otto wird ihren Bitten nicht widerstehen können, Rossum wird werden, was es war." Ruprecht hielt hier inne, fast wie es schien von seiner zweifellosen Zuversicht befremdet; in diesem Augenblicke erinnerte er sich des gestrigen Abends in der Capelle, und wider seinen Willen schauderte er zusammen. Aber diese Empfin=

dung ging bald vorüber. Er schien — nein er wußte es ganz gewiß, er stand dem Ziele seiner Wünsche ganz nahe; nur die vollkommene Befriedigung derselben beschäftigte seine Seele, und wenn er jetzt, seinen Weg hastig fortsetzend, düster und mißmuthig, wie gewöhnlich, dahin schritt, so hatte an dieser Stimmung weniger die zufällige Vernachlässigung, die er von Herrn Otto erfahren — dessen Abschied hatte sie ja zum Theile gut gemacht — und Zweifel an der Gerechtigkeit des Schicksals wie der Menschen Theil, als der Gedanke: langweilig die glücklichen Ereignisse abwarten zu müssen, die, das wußte er, früher oder später doch eintreffen mußten. So war er zu Leoben angekommen.

In der Herberge zum Löwen fand er, wie er vermuthet hatte, sein Roß, das von den Dienern des Herzogs Friedrich dem Wirthe in besondere Obhut übergeben worden war. Als nun Ruprecht sein Roß zu satteln und aufzuzäumen befohlen, trat der Wirth, der sonst vor Ruprecht nie auch nur sein Käppchen gerückt hatte, mit sichelförmig gekrümmtem Rücken heran, indem er mit demüthig leiser Stimme fragte, ob es dem edlen Herrn nicht beliebe, einen Humpen alten Nierensteiner zu leeren; als nun Ruprecht dies verneinte, stammelte jener, in seiner Ehrfurcht fast unverständlich, einen Schwall von Fragen hervor, als: wo die erlauchten Herzoge sich so plötzlich hinbegaben, ob sie noch zu Göß ver-

weilten, wie die Prinzessin Agnes sich befände und dergleichen mehr, die Ruprecht aber sämmtlich gar nicht, oder doch sehr kurz beantwortete. Endlich aber, als Ruprecht schon zu Pferde saß und im Begriffe war von dannen zu reiten, wagte der Wirth in kriechender Unterwürfigkeit um die Vergünstigung zu bitten, die goldene Kette, die Ruprecht heute, wie man wohl wisse, von Herzog Otto erhalten habe, betrachten zu dürfen.

Die Ereignisse des Tages waren so mannigfaltig und so wichtig für Ruprecht gewesen, daß er dieser ersten Gabe Herzogs Otto kaum mehr gedacht hatte. Sie war, wie der erste Anblick zeigte, von lauterem Golde, aus vielen und starken Ringen zusammengesetzt, zudem mit einer schweren Schaumünze, die mit dem Adler Tirols versehen war, behangen, und ihr bloßes Gewicht bürgte für ihren Werth. Ruprecht reichte sie nun dem Wirth hinunter, der sie Glied für Glied unter den seltsamsten Ausrufen der Verwunderung und des Staunens besah. Der Eindruck, den das kostbare Geschmeide auf ihn hervorbrachte, war so stark und seine Lobeserhebungen so laut, daß mehrere Gäste die Herberge verließen und hinzutretend bald sein Entzücken theilten. Auch mehrere Bürger Leobens wurden von dem Reize des leuchtenden Geschmeides herangelockt, ja einige holten in aller Eile sogar ihre Kinder herbei, um sie an einem für ihre Augen so er-

quickenden Schaugerichte Theil nehmen zu lassen; so daß nach einer Weile eine ziemliche Menschenmenge versammelt war, die abwechselnd ihn und seine Kette anstaunten. Ruprecht aber betrachtete seinerseits die habsüchtigen oder in blöder Ehrfurcht gaffenden Gesichter der um sein Roß sich herandrängenden Menge. Verächtlicher Troß, dachte er bei sich selbst, noch heute drängte er und stieß mich zurück, noch heute dünkte ich ihm seines Gleichen, aber seitdem ein Strahl von Fürstengunst auf mich gefallen, sieht er um meinen Scheitel einen Heiligenschein, und meine Nähe erfüllt ihn mit Ehrfurcht, wie die eines Gottes. Und doch, es ist gut, daß es so ist. Die erste Stufe zur Größe wäre erstiegen, nun sind noch zwei zu erklimmen, daß Rossum werde, was es war: Reichthum und Gewalt. Nachdem er nun aber den Gaffern eine geraume Weile die Bewunderung des herzoglichen Geschenkes vergönnt hatte, glaubte Ruprecht der Schaulust der Menge genug gethan zu haben und auf die Heimkehr nach Stollberg denken zu müssen. Er forderte nunmehr seine Kette zurück, die ihm auch der Wirth alsbald unter unzähligen Danksagungen und Bücklingen einhändigte. Als nun Ruprecht seinem Pferde die Sporen gab, es gegen das Murthor hinlenkte, da wich die Menge ehrfurchtsvoll auseinander und bildete eine Gasse, durch welche Ruprecht nur gemach hinritt, und dies geschah auf demselben Markt-

platze, wo ihm vor wenigen Stunden auch nicht der gemeinste Taglöhner Platz gemacht hatte.

In allen Straßen und auf der Murbrücke blieben die Leute stehen, als Ruprecht vorüber kam, und zeigten mit Fingern auf ihn, und zischelten: „Das ist er!“ und ganz denselben Weg war er noch am Morgen jenes Tages gänzlich unbemerkt und unbeachtet hingeritten. Endlich ritt Ruprecht, in's Freie gelangt, tief in Gedanken versunken langsam die Straße nach Stollberg hin. Die Zuversicht auf eine nahe Umgestaltung seines Schicksals hatte durch den kurzen Aufenthalt in Leoben in seinem Gemüthe immer festere Wurzeln geschlagen, seine Brust hegte keinen Zweifel mehr, seine Hoffnungen waren zur sicheren Erwartung geworden. Er dachte nicht mehr an das, was da kommen könnte, denn es mußte ja kommen, sondern nur daran, was dann gethan und vorgekehrt werden müßte. So mit tausend Entwürfen und Plänen beschäftigt, kam er zu Stollberg an. Schweigend folgte er dem voran leuchtenden Kuno in das Archivgewölbe, schweigend, nur dann und wann abgebrochene Laute vor sich hinmurmelnd, brachte er den Rest des Tages auf seinem Lotterbettlein hingestreckt zu. Fruchtlos machte der alte Kuno, aus dem düstern Schweigen seines Herrn auf ein neues Unheil schließend, sich mehr als gewöhnlich um ihn zu schaffen. Ruprecht brach sein Schweigen nicht. Endlich Abends, nachdem ihm Kuno den

Nachttrunk gebracht hatte, löste der gesellige Wein seine Zunge. Er verkündete dem staunenden Kuno, daß der Findling Gertrud zur Tochter Herzog Otto's geworden sei, und wie sich Alles so gefügt habe. Kuno jauchzte hoch auf vor Freude. „O, wenn das Frau Bertha erlebt hätte!“ rief er aus, und dann ergoß er sich in einen Strom von Lobsprüchen Gertruds und daß sie ihr Glück in jeder Beziehung so sehr verdiene, und wie doch der Himmel niemals wahre Tugend verlasse. „Alter Thor“, entgegnete Ruprecht, den die einfache, uneigennützige Freude des Greises zu verletzen schien, „was preisest Du Gertrud glücklich; sie ist jung und ihr jugendlich heiterer Sinn hätte ihr noch lange über die Klippen des Lebens freundlich tröstend weggeholfen, sie bedurfte des Glückes nicht; wir aber, die alternd dem Grabe entgegenschreiten, wir dürfen uns freuen, daß uns eine fröhliche Zukunft entgegenlacht, daß wir hoffen können, sorglos und mit befriedigtem Herzen dahinscheiden zu können. Nun zeigte er Kuno die von Herrn Otto empfangene Kette, berührte endlich mit kurzen Worten, wie er noch weit mehr zu erhalten hoffe, und entließ endlich den freudetrunkenen Alten, um von den Begebenheiten des Tages ermüdet sein Lager zu suchen, wo er nach langer Zeit zum ersten Male wieder freundlichen Träumen entgegensehen konnte.

Am nächsten Morgen aber hatte Ruprecht, den Freude und Erwartung nicht ruhen ließen, mit Tagesgrauen sich aufgemacht, und trat in das Stübchen des alten Kuno, gerade als dieser mit seinem Morgensegen fertig geworden war. Er trug dem Erstaunten mit kurzen Worten auf: so schnell als seine alten Knochen erlaubten, nach Leoben zu eilen, und mit den drei Gliedern der von Herzog Otto gestern erhaltenen Kette, die Ruprecht früh Morgens bereits ausgehäkelt hatte und jetzt Kuno übergab, den Pfandzins bei Aaron Schmul zu berichtigen. „Spute Dich", setzte Ruprecht hinzu, als Kuno sich eben auf den Weg machen wollte, „und kehre mir bald wieder zurück, ich benöthige Dich heute noch zu allerlei Diensten." Kuno konnte sich nicht enthalten, Ruprecht eine Weile mit forschendem Blicke zu betrachten, da er nicht begriff, zu welchen Diensten ihn der Herr benöthige, daß er ein so gewaltiges Gewicht auf seine baldige Rückkehr legte. Aber wie sehr fand er sein Aussehen verändert; er sah frisch und blühend aus, fast wie damals, als er Burg Stollberg in Besitz genommen hatte; nur schien die Röthe seiner Wangen mehr Fieberhitze als Fülle der Gesundheit zu sein; die Augen, matt und trübe, lagen tief in ihren Höhlen, und die ergrauenden Haare auf seinem Scheitel schienen in dieser Nacht um eine Abschattung lichter geworden zu sein. Kuno konnte den Blick von Ruprecht nicht abwenden, und frug

endlich, als dieser ihn neuerdings zu schnellem Aufbruche mahnte, ob er sich nicht unwohl fühle und ob er nicht von dem heilkundigen Aaron Schmul einige Latwergen begehren solle. „Geh, mach' fort, alter Thor", entgegnete Herr Ruprecht," jetzt ist nicht Zeit krank zu sein. „Geh, mach' fort."

Kuno hatte indessen seine Zurüstungen vollendet, und ging dem Burgthore zu, als Herr Ruprecht ihm noch einmal mit schallender Stimme nachrief: „He, Kuno, und frage mir unten nach den Herzogen, ob man nichts weiß von ihnen, und dann geh mir zu einigen Steinmetzmeistern, und zu Klaus dem Schieferdecker, und frage wie hoch jetzt der Arbeitslohn steht, und von welcher Größe sie jetzt gewöhnlich die Quadern hauen, wie hoch sie im Preise sind, und was der Schiefer kostet! Höre, vergiß mir nichts und bringe mir genauen Bescheid!"

So verließ er den Alten, der, über die seltsamen Aufträge seines Gebieters sattsam verwundert, den waldigen Roßkogel hinunter stieg. Ruprecht aber war in das Archivgewölbe zurückgekehrt; die Einsamkeit, die Todtenstille der weiten Burggebäude, die tausend Erinnerungen, die sonst bei ihrem Anblick auf ihn einstürmten, alles dies machte jetzt gar keinen Eindruck auf ihn; kein Schreckbild einer neuen Täuschung, kein Gedanke an so viele vereitelte Hoffnungen, so viele fehlgeschlagene Unternehmungen trat jetzt entmuthigend vor seine Seele. Seine Thätigkeit war

wieder in ihrer ganzen Stärke erwacht, und alle Zweifel waren vorüber.

Nach langer Zeit trat er wieder zum ersten Male an die Pergamententruhen, aber in anderer Absicht, als in der, in welcher er sie zum letzten Male durchwühlt hatte; er suchte von neuem alle Schuldforderungen enthaltenden Documente hervor, deren Giltigkeit noch nicht erloschen war, und die auf irgend eine Weise durchsetzbar schienen, auch alle Urkunden, die dem Namen Rossum Privilegien, Standesvorzüge und sonstige Auszeichnungen zuführten, häufte er sorgsam auf; auch die Verhandlungen über jene Lehensstücke, die seine Vasallen während seiner Abwesenheit oder noch vor derselben gewaltsamer Weise an sich gerissen hatten, ließ er nicht außer Acht, denn es schien ihm, daß nun die langersehnte Gelegenheit, seine Feinde zu beschämen und die ungehorsamen Vasallen zu demüthigen, endlich herangekommen sei, und Ruprecht war nicht der Mann, sie unbenützt vorüber ziehen zu lassen.

Während er auf diese Weise in dem staubbedeckten Inhalte der modrigen Archivtruhen herumwühlte, war der Mittag herangekommen und Kuno von seiner Sendung zurückgekehrt. Er hinterbrachte Ruprecht hinsichtlich seines Auftrages an die Steinmetze die befriedigendsten Auskünfte, in Betreff der Herzoge aber hatte er vernommen, daß Herzog Friedrich sich einer Einladung Herzog Otto's, einige Wochen

in Tirol zuzubringen, gefügt habe, und daß vor wenigen Stunden ein Eilbote Friedrichs, welcher Herrn Hartneid von Kuenring das Regiment in des Herzogs Abwesenheit übergeben sollte, durch Leoben gekommen sei. Herrn Ruprecht schien diese Nachricht keineswegs gleichgiltig zu sein, er überhörte ihretwegen sogar die Folge von Kuno's Bericht, der jetzt frohlockend die Kummermiene schilderte, mit welcher Aaron Schmul, der wohl schon auf den Verfall des Pfandes gerechnet haben mochte, den fälligen Pfandzins unwillig hinnahm. „Wenn das wäre“, sprach Ruprecht vor sich hin, indem er bedächtig in dem engen Raume des Gemaches auf und nieder schritt, „wenn das wäre — der Herzog ist ein junger lebenslustiger Mann, — wenn es wäre!“ Die forschenden Blicke Kuno's weckten ihn aber bald aus seinen Träumereien; er kehrte mit verdoppeltem Eifer zu der begonnenen Arbeit zurück, und erst als er sein mühevolles Unternehmen beendet hatte, nahm er hastig sein einfaches Mittagsmahl zu sich. Kaum war dies geschehen, als er sich rasch erhob; aber weit entfernt, die Armbrust von der Wand zu langen und trübsinnig die Wälle Stollbergs umschleichend, Jagd auf Eulen und Dohlen zu machen, wie er noch vor wenigen Tagen gethan hatte, versah er sich vielmehr mit dem Bauplan Stollbergs, den er vorlängst unter den Pergamenten des Archivs gefunden, rief sodann den alten Kuno, der sich noch nicht von dem Erstaunen über die un-

gewohnte Lebendigkeit seines Herrn erholen konnte, zu sich, und nachdem er ihm eine Meßschnur mitzunehmen befohlen hatte, durchschritt er in seiner Begleitung langsam das Burggebäude. Gerade bei den Stellen, deren Anblick ihm sonst am unerträglichsten gewesen war, nämlich den baufälligen, und jenen, wo das Gemäuer schon längst eingestürzt und in Schutt und Trümmer versunken war, gerade da verweilte er nun am längsten. Die Größe des Schadens und seine Wichtigkeit, wie demselben abgeholfen werden müsse, und um welchen Preis dies geschehen könne, Alles wurde auf's genaueste erhoben, und Kuno hatte mit der Hantierung der Schnur und des Zollstabes so viel zu thun, daß er bald einsah, Ruprecht habe ihm nicht umsonst baldige Rückkehr von Leoben empfohlen. Endlich nachdem sie mehrere Tage hindurch Keller und Dachboden, Prunkgemächer und Marstall, Zinnen und Warten durchklettert hatten, war die mühsame Arbeit vollendet, und sie sahen sich wieder an der Thüre des Archivgewölbes, von dem sie ausgegangen waren.

Für Ruprecht aber begann nun eine neue Arbeit, nämlich die, das Ergebniß der Untersuchung der Burggebäude, die er sich sorgsam aufgemerkt hatte, in leicht übersehbarer Ordnung zusammenzustellen, und auf diese Weise einen genügenden Vorschlag zur Herstellung derselben zu entwerfen. Ruprecht, ungewohnt mit Pinsel und Pergamenten umzugehen,

brauchte lange, um diese Arbeit zu vollenden, aber mit Liebe begonnen und mit Fleiß fortgesetzt, war sie dennoch um viele Tage früher fertig geworden, als er es für möglich gehalten hatte. Nun war Alles vorbereitet, um das Glück, wenn es kommen sollte, ohne weiteren Aufenthalt und auf das Thätigste zu benutzen, jeder Stein, der von seiner Stelle gerückt werden, jede Wand, die übertüncht werden sollte, war angemerkt; nur ein kleiner Theil der Gebäude Stollbergs war von Ruprecht übergangen worden, und dieser war die Capelle. Ein geheimer Schauder trieb ihn von ihrer Schwelle hinweg, die er seit jenem Gewitterabend nicht mehr überschritten hatte; er schämte sich seiner Furcht, aber immer sah er die Wimpern des sternberaubten Auges sich bejahend niedersenken, und wenn er dann seine Augen, um dieses Schattenbild von sich zu entfernen, zuschloß, ja mit beiden Händen fest zudrückte, so trat es in der purpurnen Finsterniß nur um so gräulicher vor seine Seele. Allein wie überhaupt seit kurzem eine freudige Zuversicht an die Stelle jener nagenden Hoffnungslosigkeit, die Ruprecht so lange gefoltert hatte, getreten war, so bemühte er sich, auch diese Erinnerung mit aller Kraft von sich wegzuscheuchen, und nur in den Träumen von einer nahen und freudigen Zukunft zu leben. So war eine geraume Zeit hingegangen, die Herzoge und Agnes mußten längst zu Meran angelangt sein, ja ein Bote, wenn er so-

gleich von dort abgeschickt worden wäre, hätte bereits in Stollberg eintreffen können. Aber Ruprecht konnte nichts mehr beunruhigen, seine Hoffnung stand fest wie Felsen. Für das Eintreffen des Glücks war nichts mehr vorzubereiten, und so blieb denn nichts übrig, als es in Ruhe und Geduld abzuwarten.

Ruprecht brachte nun die Tage während ihrer ganzen Dauer auf der höchsten Warte Stollbergs zu, die eine Aussicht über Göß hinaus und auf der andern Seite bis gegen Kapfenberg hin gewährte. Er bestieg sie mit dem ersten Strahle des aufdämmernden Morgens, nahm dort Frühimbiß und Mittagsmahl zu sich, ja er hätte gerne, wenn es die herbstliche Kälte der Nächte erlaubt hätte, auch dort geschlafen, um gewiß nicht auch nur um eine Minute Tageslicht und Aussicht zu verlieren. Der alte Kuno, den Ruprechts Zuversicht auch zum Starkgläubigen gemacht hatte, leistete ihm indessen redlich Gesellschaft, und wenn nicht die Sorge für die Mahlzeit ihn auf's Waidwerk hinaustrieb, so war er gewiß bei seinem Herrn auf der Warte, und während er sonst seine Gebete in der Capelle verrichtet hatte, that er es nun unter freiem Himmel.

So saßen die beiden Greise viele Tage, die Blicke unverwandt nach Osten hingerichtet, der Herbstwind spielte mit den dünnen Haaren ihrer Scheitel, und trieb auf den Straßen dichte Staubwolken empor, als spottete er ihrer Bemühung, sie zu durch-

schauen, Eulen und Dohlen umkrächzten sie, als klagten sie um ihre alten Wohnungen in der Warte, aus denen sie nun so bald vertrieben werden sollten; die beiden aber saßen und starrten hinaus, wie Steinbilder auf alten Grabmälern stumm und bewegungslos. Indessen wurden viele Morgen zu Abenden, die Tage zu Wochen, die nächsten Gemsgebirge waren schon mit Schnee bedeckt, die Ufer der Mur wurden immer fahler, nur weniges sparsames Laub schmückte röthlich schimmernd die Kronen der hochaufragenden Buchen, welche Burg Stollberg umgaben, und oft, wenn Ruprecht und Kuno früh Morgens die Warte betraten, schimmerten ihnen die Dächer Leobens mit winterlichem Reife bedeckt entgegen, aber der ersehnte Freudenbote kam noch immer nicht an; Ruprecht schien es nicht zu bemerken, seine Hoffnung stand noch aufrecht, obwohl seine Stimmung wieder düster geworden war. „Ja, wer einer der Beglückten wäre“, murmelte er leise vor sich hin, „einer der Fürsten der Erde! Die dürfen auf nichts warten, um nichts sorgen, gleich bei der Geburt leert das Glück ihr ganzes Füllhorn in ihren Schooß, ihnen mangelt nie etwas, darum wissen sie auch nicht, wie weh Mangel thut. Er hat sein Kind, ehe er's ahnte, im Schlafe wieder gefunden, ich habe meinen Ernst noch nicht wieder an mein Herz gedrückt; aber es wird, es muß noch geschehen, in alle vier Winde hin will ich senden, ihn aufzusuchen, wenn der Tag

der Vergeltung kommt, und der wird, der muß ja kommen!"

Die Zuversicht des alten Kuno hingegen schien von Tag zu Tag abzunehmen, er war schon mehreremale auf eigenen Antrieb nach Göß hinabgegangen, um bei Fräulein Marie nachzufragen, ob noch keine Nachrichten von Tirol gekommen wären; allein vergebens, man wußte in Göß nicht mehr, als man zu Stollberg wußte. Kuno konnte sich nicht erwehren, die Verzögerung, oder wie es den Anschein hatte, das gänzliche Ausbleiben der von Herrn Ruprecht in jeder Beziehung so wohl verdienten Belohnung als eine gerechte Strafe des Himmels für die Entweihung anzusehen, welche Ruprecht damals an dem Auge Gottes verübt hatte. Er enthielt sich zwar, seinem Herrn, weil er ihn zu kränken fürchtete, seine Ansicht mitzutheilen, da er ihn aber immer so standhaft und unerschütterten Glaubens auf eine baldige freudige Veränderung seines Schicksals hoffen sah, so hielt er es für Pflicht, ihn auf die Möglichkeit einer neuen Täuschung aufmerksam zu machen; er sprach daher häufig von der Trüglichkeit menschlicher Hoffnungen, von dem Undank der Welt, wie die Menschen wohl immer für empfangene Beleidigungen, nie für empfangene Wohlthaten Gedächtniß behielten, und daß es so thöricht sei, auf Dankbarkeit, als nach Regen auf Trockenheit zu rechnen. Ruprecht aber hieß ihn auf solche Reden gewöhnlich

schweigen. „Das Alter hat Dich kurzsichtig und Dein Gehirn verdunsten gemacht", sagte er; „so gewiß als hier Stollberg ist und dort Leoben liegt, so gewiß muß das Glück hier einziehen in Stollberg und das bald." — „Wißt Ihr denn das so gewiß?" entgegnete der Alte, „und wenn es wäre, Herr Ruprecht, und wenn das Glück wirklich käme, wie Ihr behauptet, wer weiß, ob es so viel bringt, als Ihr erwartet." — „Du wirst es sehen, Stumpfsinniger", entgegnete Ruprecht, „Du wirst es sehen, es wird kommen, plötzlich wie eine Gewitterwolke, und wird sich ausgießen in einen goldenen Regen, denn Herr Otto ist ein deutscher Fürst, und Gertrud ist die Tochter, die er wiederfand." Kuno aber schüttelte auf solche Reden ungläubig das Haupt, und schlich mißmuthig die Wendeltreppe hinab, denn er konnte es nicht ertragen, seinen Herrn so blindlings einem Ereignisse vertrauen zu sehen, dessen Eintreffen ihm jetzt in jeder Hinsicht so zweifelhaft schien. Ruprecht aber ließ seine Hoffnungen nicht fahren; jeden Morgen bestieg er unermüdet die Warte und wenn der Abend dämmerte und niemand gekommen war, der Freude nach Stollberg gebracht hätte, stand er ruhig auf, sich zur Ruhe zu begeben, und dachte bei sich selbst: „Also morgen!"

Endlich kam denn dieses Morgen. Kuno stand gerade mit trübseliger Miene auf der Warte mit seinem Herrn, der spähend in das Thal, von dem

der Frühnebel eben zu weichen begann, hinaussah. Jetzt plötzlich sich zu Kuno wendend, sprach er: „Ich weiß nicht, ist es das Alter oder sonst etwas, das meine Augen trübt, ich sehe nicht mehr so scharf als sonst. Sieh einmal da hinunter, siehst Du dort bei dem steinernen Kreuz, wo der Stollberger Weg in die Admonter Straße einmündet, da flimmert und funkelt es so seltsam herauf? Was mag nur das sein? Nun, was siehst Du?" — „Herr", entgegnete der alte Kuno, der indessen mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hinunter geblickt, „Herr, was da unten glänzt, das ist die Mur!" — „Die Mur, sagst Du?" erwiderte Herr Ruprecht; aber nach einer Pause, in welcher er starr seine Augen nach jener Gegend hingerichtet hatte, setzte er hinzu: „Du irrst Dich, das kann nicht die Mur sein, die Mur fließt dort rechts hinüber, siehst Du, dorten! Und siehst Du das da unten, jetzt ist es nicht mehr beim steinernen Kreuze, jetzt glänzt es schon weiter beim Brachacker! Siehst Du nicht?" Kuno blickte auf diese Zurechtweisung von neuem in's Thal hinab. „Nun, wenn es die Mur nicht ist", sagte er nach einer Weile, „so ist es eine Lache, noch vom letzten Regen her, in der sich die Morgensonne spiegelt." Ruprecht schwieg und heftete seine Blicke unablässig auf jenen schimmernden Punkt; jetzt aber, plötzlich von dem Mauerkranze, auf dem er bisher gesessen hatte, aufspringend, rief er Kuno, der sich indessen angeschickt

hatte die Warte zu verlassen, zu: „Komm her, sieh, es ist keine Lache, es sind Helme, die in der Morgensonne flimmern; siehst Du, wie es sich vorwärts bewegt, sieh, jetzt sind sie beim Walde, jetzt biegen sie in den Hohlweg, jetzt sind sie verschwunden."

Kuno schüttelte noch immer ungläubig den Kopf, obwohl er nicht läugnen konnte, daß der gleißende Punkt, den er früher beim steinernen Kreuze erblickt hatte, von dort verschwunden sei. Ruprecht aber, der sich indessen mit vieler Ruhe wieder auf den Mauerkranz niedergelassen hatte, sagte jetzt, seine flimmernden Augen zum Schutze vor den blendenden Sonnenstrahlen in den Händen verbergend: „Nun, wir werden ja sehen, was daran ist. Wenn sie auf der Hälfte des Berges sind, wo der Forst ausgereutet ist, auf der Roßwiese meine ich, da können wir sie mit Fingern abzählen. Wie lange braucht man bis zur Roßwiese, Kuno?" — „Eine kleine Viertelstunde, Herr", entgegnete dieser, der nun auch seinen Entschluß geändert zu haben schien, sich über die Zinnen hinausbog und seine Blicke starr auf die Roßwiese heftete. Ruprecht saß indessen noch immer und sah theilnahmlos vor sich hin; erst nach einer geraumen Weile erhob er sich und trat an Kuno's Seite. Dieser aber fuhr jetzt plötzlich auf: „Jetzt flimmert es auf der Roßwiese, Herr! Seht nur, dort, wo der Fußsteig hinabgeht in's Langholz!" — „Richtig", sagte Ruprecht kaum hörbar, da ist

es wieder.“ — „Und seht nur“, rief der alte Kuno, vor Freude kaum mehr der Sprache mächtig, „und immer heller flimmert's und immer stärker; ja, ja, es sind Helme; es sind Reiter, zwei — drei — zehn — zwölf, Herr, und Handpferde haben sie mit sich, ein ganzer Zug!“ — Ruprecht jedoch stand da, bleich aber mit leuchtenden Augen, eine Hand fest auf sein Herz pressend, als wollte er sagen: nur jetzt zerspringe mir nicht. Doch gewann er bald seine vorige Ruhe wieder, und als jetzt Kuno jauchzend ausrief: „Herr! sie schlagen den Weg nach Stollberg ein, ehe eine Viertelstunde vergeht, müssen sie da sein“, saß er bereits wieder, wo er vorhin gesessen hatte, und sprach nun, sich zu Kuno wendend: „So steige hinunter, thu' die Thorflügel auf, bringe was an Wein da ist in den Prunksaal, thu' Feuer in den Kamin, und sorge, daß es im Stalle nicht an Platz fehle.“ Kuno taumelte, vor Freuden halb trunken, Bruchstücke von Dankgebeten in den Bart murmelnd, eiligst die Treppe hinab, um den Aufträgen seines Herrn genau nachzukommen, der ebenfalls nach einer Weile, aber bedächtig und in tiefen Gedanken in den Prunksaal hinabstieg, wo er bei den wohlthuenden Flammen des Kamins die lang ersehnten Gäste erwartete.

Jetzt wurde es im Burghofe plötzlich laut, Pferdegetrapp und das verworrene Getöse vieler Stimmen drang zu Ruprechts Ohren um so erfreu-

licher, je ungewohnter Stollbergs Mauern seit einiger Zeit gewesen waren, dergleichen Geräusch zu wiederhallen. Ruprecht konnte sich nicht enthalten an's Fenster zu treten und mit einem Blicke die Fülle seines wiederkehrenden Glückes zu überschauen. Er sah zwölf Reisige beschäftigt, sechs ansehnlich bepackte Maulthiere von ihren Lasten, und eben so viele herrliche Renner, theils Andalusier, theils Araber, von den verbergenden Hüllen zu befreien, die sie bisher vor Frost und Kälte und ihr eben so prächtiges als geschmackvolles Reitzeug vor feuchtem Morgennebel geschützt hatten; der dreizehnte Reiter aber, welcher der Anführer der übrigen zu sein schien und sich in seinem Reisekoller von Büffelleder und dem mit hohen weißen Schwungfedern gezierten Sammtbarett, unter dem große helle Augen feurig hervorblitzten, recht stattlich ausnahm, wurde eben von Kuno, nachdem er noch seinen Untergebenen einige Befehle ertheilt hatte, die große Marmortreppe hinangewiesen.

Ruprecht trat jetzt vom Fenster zurück und strebte, hastig auf und nieder schreitend, die in ihm stürmisch wie Meeresfluth aufwallende Freude zu unterdrücken, um den Fremden mit Fassung und Ruhe zu bewillkommnen. Indessen hatte der voraneilende Kuno die Thüre des Prunksaales hastig geöffnet und den Fremden eingelassen, der nun Ruprecht mit edlem Anstande, aber zugleich mit einer Art von ehrfurchtsvoller Scheu, wie ein Niedriger einen Höhern, begrüßte. „Verzeiht,

Herr", begann er nun, „und laßt mein Erscheinen vor Euch in Reisekleidern durch die Eile meiner Sendung entschuldigt sein." Ruprecht war ihm indessen mit einem gefüllten Becher entgegengetreten, den er ihm hinreichte, und sagte: „Zum freundlichen Willkomm!" Nachdem aber jener den Becher geleert hatte, fuhr er fort und sprach: „Ich habe den Adler von Tirol an den Pferdedecken Eurer Reisigen wohl erkannt, nun was bringt Ihr mir Gutes von Gräfin Agnes und ihrem erlauchten Vater? Denkt sie noch ihres alten Pflegevaters? Aber nein", setzte er, diese Frage sich selbst beantwortend, hinzu, indem er rasch an's Fenster trat, „sie hat mich nicht vergessen, sie wußte wohl, daß ich an schönen Pferden vor Allem eine Freude habe." Und jetzt begann er mit sichtlichem Behagen die schönen Thiere zu mustern, die von den Knechten sorglich im Burghofe auf und nieder geführt wurden. „Seht nur", rief er, „dort den Brandfuchs, wahrlich ein gewaltiger Gaul, und hier den Goldbraun, wie fein und zierlich gebaut, der Rappe aber dort, das ist doch der schönste von allen, wie er stampft und scharrt und sich bäumt. Das soll mein Leibroß werden." Er würde noch lange in diesem Tone fortgefahren haben, wenn der Fremde, den dieser sonderbare Empfang befremdete und verwirrte, ihn nicht endlich unterbrochen hätte: „Herr", sagte er zögernd, „meine Sendung beschränkt sich nicht blos darauf, Euch diese Pferde von Seite meines

erlauchten Herzogs zuzuführen" — „Ganz Recht", erwiderte Herr Ruprecht, indem er sich, eine ernstere Miene annehmend, rasch zu ihm wandte, „beginnt denn; doch nicht eher", setzte er mit einem freundlichen Lächeln hinzu, „bis ich vernommen habe, aus wessen Munde ich sie erfahren soll." Der Fremde verneigte sich und versetzte sodann: „Ich bin Ullrich Tannauer auf Rottek, und Vasall meines erlauchten Herrn Otto Herzogs von Andechs und Meran, Grafen zu Tirol, der Euch durch mich freundlich grüßen und verkünden läßt: Was Ihr an ihm und seinem Kinde gethan habt, das könne Euch nur Gott vergelten; der Herzog von Meran aber sei verpflichtet, Euch in vollem Maße zu erstatten, was Ihr für Gräfin Agnes, da sie ein hilfloses Kind war, ausgelegt und bestritten habt. Er sendet Euch daher durch mich für jedes der siebzehn Jahre, welche Gräfin Agnes unter Eurer Obhut zugebracht, den Betrag von fünfhundert Goldgulden, der nach Landesgebrauch den Fräulein des herzoglichen Hauses von Meran zum Unterhalte angewiesen ist, macht also für siebzehn Jahre achttausend fünfhundert Goldgulden; dann hat der Herzog, als ihm damals sein Töchterlein abhanden kam, dem, der es ihm wieder zurückbrächte, tausend Goldgulden auszuzahlen versprochen, und da nun Ihr, Herr! sie ihm zurückbrachtet, so gebühren sie Euch; macht also neuntausend fünfhundert Goldgulden, und daß es eine runde Zahl von zehntausend

sei, hat er noch fünfhundert hinzugelegt.“ — „Herr Tannauer“, unterbrach ihn Ruprecht, der sich solche Freigebigkeit nicht erwartet hatte, „Herr Tannauer, die Gnade Eures erlauchten Herzogs überhäuft mich dermaßen und mit so reichen Gaben, daß es mir unmöglich wird, ihm genugsam dafür zu danken. Wahrlich, er thut zu viel an mir!“ Herr Tannauer aber, in den Burghof hinabblickend, fuhr fort: „Mich dünkt, dort übergeben die Knechte eben die zehn Beutel, welche die benannte Summe enthalten, der Obhut Eures Burgvogts. Es steht bei Euch, zu sehen ob sie vollzählig sind.“

Ruprecht antwortete auf diesen Antrag mit einer verbindlich ablehnenden Verneinung, und war im Begriff, die Danksagungen, die eine so reiche Gabe in jeder Hinsicht verdiente, zu erneuern, als plötzlich seine ganze Aufmerksamkeit von den Knechten, die im Burghofe ihre Maulthiere entluden, in Anspruch genommen wurde. „Ei seht doch“, rief er plötzlich ganz begeistert, „ei seht doch die Prachtrüstung, die Eure Knechte dort abpacken, ganz mit Gold eingelegt, ein Herzog könnte sie tragen, und dort die schönen Damascener und hier die zierliche Armbrust mit silbernen Bügeln und dem Schaft von Elfenbein.“ — „Sie möge Euch“, unterbrach ihn Tannauer, „immer an den glücklichen Tag erinnern, meint der Herzog, der Euch mit ihm zusammenführte.“ Diese Rede schreckte Ruprecht für

einen Augenblick aus dem Taumel seiner Freude auf, er fuhr zusammen, und warf einen scheuen Blick auf die Gegend des Burghofes hin, welche die Capelle einnahm, als wollte er sagen: Es gibt noch andere Angedenken jenes Tages.

Er gewann indessen bald seine Fassung wieder, und als ihn Herr Tannauer jetzt auf einige köstliche Pokale und anderes Silbergeschirr aufmerksam machte, die eben abgeladen wurden, und die Gräfin Agnes ihrem Pflegevater als Ersatz für das viele Glasgeschirr zuschickte, das sie ihm einst als Kind in Scherben zerbrochen, riß ihn der gewaltige Strom der Freude wieder in seinen Wirbeln mit. Herr Tannauer aber fuhr fort und sprach: „Meine Sendung ist noch nicht zu Ende, Herr! Mein erlauchter Herzog meint, es sei billig, daß der, welcher sein hilfloses Kind vom Hungertode errettet und es seiner Heimat und seinem Vater erhalten habe, auf ewig und mit allen seinen Nachkommen an dem Lande Theil habe, dem er eine Fürstentochter zurückgab. Er belehnt daher Euch und die von Euch herstammen auf ewige Zeiten mit dem landesherrlichen Lehen Campan und Liebeneich, schenkt Euch zudem die noch nicht verrechneten Einkünfte des verlaufenden Jahres und stellt es Euch frei, die feierliche Belehnung hierüber zu empfangen, wenn Euch Eure Geschäfte erlauben, meinen erlauchten Herrn und Gräfin Agnes zu Meran zu besuchen."

Ruprecht stand tief erschüttert; dies hatte seine kühnsten Erwartungen übertroffen, er konnte nun in einem Jahre an dem Ziele stehen, das er erst in zehn Jahren zu erreichen gehofft hatte; kaum fähig die Last der Freude zu ertragen, welche diese eine Stunde auf sein Herz gewälzt hatte, stand er lange unbeweglich und sprachlos da; endlich zu Herrn Tannauer sich wendend, sprach er: „Sagt Eurem erlauchten Herrn, wie lange Ihr mich nach Worten habt suchen sehen, um ihm für seine fürstliche Freigebigkeit zu danken, und wie ich trotz aller Mühe keine gefunden habe. Die Sprache ist zu arm für solche Milde." Jetzt aber, übermannt von den vielfachen Erschütterungen, die er an diesem einen Tage erfahren hatte, sah er sich genöthigt, sich auf einen Lehnstuhl niederzulassen, worauf er nach einer minutenlangen Pause, seinem Gaste ebenfalls einen Stuhl anbietend, sagte: „Macht Euch's bequem, Herr Tannauer! Eure mühevolle Sendung ist nun beendet, drum pflegt jetzt der Ruhe; was meine einsame Burg Euch nur immer bieten kann, steht zu Euren Diensten bereit." — Jener aber entgegnete: „Nicht so, Herr! ich darf noch nicht ruhen, denn mir ist noch mehr auferlegt, als ich vollbrachte. Gräfin Agnes wünscht ihre Jugendfreundin, Eure Tochter meine ich, bei sich zu sehen; ich habe daher auf der Gräfin Geheiß Frau Erdmuthe, Hartneid von Wolkensteins Ehegemal, bis nach Göß geleitet, wo sie

von der Gräfin mit Küssen und Grüßen für Fräulein Marie beladen einstweilen abstieg, und nun dort Eurer Entschließung wartet, ob Ihr gestatten wollt, Eure Tochter in ihrem Geleite und von mir und meinen Reisigen beschirmt, die Reise nach Tirol antreten zu lassen." Ruprecht stand auf diese Worte rasch auf, und nach einem Augenblicke der Ueberlegung sprach er: „Habt Ihr meine Tochter gesprochen? Was sagt sie dazu? — Wünscht sie die Reise anzutreten?" — Herr Tannauer schwieg eine Weile; er schlug mit einem Anstriche von Verlegenheit die Augen nieder, es war, als wollte er die Begegnung mit Ruprechts Blicken vermeiden; endlich sprach er zögernd und mit leiserer Stimme, als er sonst zu sprechen pflegte: „Ja, Herr, sie wünscht zu reisen!" — „Nun wohl", entgegnete Ruprecht, dem Tannauers Verlegenheit nicht entgangen war, „nun wohl, sie reise denn! Empfiehlt sie, da Geschäfte mich hier zurückhalten, in meinem Namen der Obhut Frau Erdmuths, und laßt ihr den Schutz eines starken Armes angedeihen. Wann gedenkt Ihr Euch auf den Weg zu machen?" „Noch heute, Herr! wenn Ihr erlaubt", entgegnete jener, indem er zugleich Anstalten machte, aufzubrechen; „die Sehnsucht der Gräfin, Fräulein Marie wieder zu sehen, ist so groß, daß sie mir untersagte, auch nur einen Tag Rast zu machen." — „Nun wohl", versetzte Ruprecht, indem er dem Aufbrechenden das Geleit gab, „so reiset denn in Gottes Namen,

und nehmt von mir nach Tirol die freundlichsten Grüße an Gräfin Agnes und so aufrichtige und ehrfurchtsvolle Danksagungen für Euren erlauchten Herrn mit, als seine übergroße Milde verdient."

So waren sie an der Marmortreppe angelangt, als Herr Ruprecht, von einem seltsamen Gedanken ergriffen, plötzlich stille stand und sagte: „Nur eins noch, weilet noch so lange zu Göß, bis ich meiner Tochter eine Botschaft zugesendet habe, die mir in mehr als einer Beziehung am Herzen liegt." Als ihm nun Herr Tannauer dies zugesagt, und beide von einander Abschied genommen hatten, eilte jener die Treppe hinab, dieser aber kehrte in den Saal zurück, wo er von mancherlei Gedanken bewegt so lange verweilte, bis das Getrapp der Rosse ihm den Abzug Herrn Tannauers ankündigte. Er stieg nun eilig in den Burghof hinab, und begab sich vor Allem in den Stall, um die edlen Thiere, die er zum Geschenk erhalten hatte, näher zu betrachten. Nachdem er sie nun zur Genüge bewundert und geliebkoset hatte, dachte er daran, allsogleich und mit allem Ernste, was er schon so lange vorbereitet hatte, in's Werk zu setzen. Er rief mehreremale nach dem alten Kuno, aber kein Laut verrieth seinen Aufenthalt.

So war er endlich zum Archivgewölbe gekommen; er fand die Thüre desselben nur angelehnt, und als er sie öffnete, stand er vor den in einen

Haufen unordentlich über einander geworfenen Geschenken Herzog Otto's. Hinter denselben aber nun fuhr der alte Kuno wie ein wachsamer Kettenhund hervor und gegen Herrn Ruprecht los; als er jedoch seinen Herrn erkannt hatte, zog er sich, der Obhut nunmehr überhoben, scheu und wortkarg in eine Ecke des Gemaches zurück. Ruprecht schritt nun unter den aufgehäuften Kostbarkeiten umher, und verglich das Vorhandene mit einem hierüber verfaßten Verzeichnisse, das er von Herrn Tannauer erhalten hatte. Er fand zu seinem Vergnügen, daß kein Stück fehlte, und konnte sich nun nicht versagen, Kuno mit einigen freundlichen Worten merken zu lassen, wie sehr alle seine Zweifel ungegründet gewesen seien. Dieser aber, sei es, daß die Pracht und der Schimmer, die Herr Ruprecht nun wieder um sich verbreiten konnte, ihn schon im Voraus einschüchterten, oder daß er, angesteckt von dem Aberglauben jener Zeiten, in dem plötzlichen Glücke Ruprechts die Frucht eines Bündnisses mit dem Bösen sah: genug, er beantwortete Ruprechts Fragen nur mit einem dumpfen kaum verständlichen Gemurmel.

Herr Ruprecht hatte indessen einen der gewichtigen Geldsäcke geöffnet, und sechshundert blanke Goldgulden auf den Tisch vor sich hingezählt; er that nun noch zwanzig andere dazu, und nachdem er die ganze Goldfülle in einen Säckel gefüllt und denselben fest zusammengeschnürt hatte, wandte er

sich zu dem alten Kuno und sprach: „Merke wohl auf, was ich Dir sagen werde. Sattle Dir meinen Klepper, den ich von Neapel mitgebracht habe, nimm diesen Säckel, und trabe nach Leoben hinunter, dort gehe zu Aaron Schmul, und löse mit den sechshundert Goldgulden die verpfändeten Kleinodien aus. Sieh aber zu, daß er kein Stück zurückbehalte. Wenn Du nun Alles erhalten, so reite gleich nach Kloster Göß zu Fräulein Marien, und sage ihr, ich ließe ihr Glück zu ihrer Reise wünschen, und sende ihr die Kleinodien, damit sie an Herzog Otto's Hof in einem des Namens Rossum würdigen Schmuck erscheinen könne. Wenn Du das gethan, dann reite nach Leoben zurück, und spreche ein in der Herberge zum Löwen, dort sind immer einige Kriegsleute und dienstlose Reisige zu finden. Dinge deren, so viel Du nur finden kannst und bringe sie gleich nach Stollberg her; nimm auch einige Roßbuben mit. Dann kaufe ein Stückfaß Wein und miethe einen Karren, es herauf zu bringen; und dann noch eins, gehe herum zu allen Maurern und Steinmetzen und Schieferdeckern, so viel deren sind in Leoben und bescheide sie mit allen ihren Gesellen und Handlangern auf Morgen nach Stollberg herauf, und wenn sie sich weigern, so sage ihnen nur, es werde morgen trotz des herannahenden Winters ein großer Bau auf Stollberg anheben, der mit dem Frühjahre fertig sein müsse und wenn es Berge schneite,

und gib ihnen von den zwanzig Goldgulden, die Dir übrig bleiben werden, denn es sind sechshundert zwanzig in diesem Beutel, ein tüchtiges Drangeld. Und vergiß nicht den Wein und die Knechte, und jetzt geh, und spute Dich. Ich werde indessen die Burg und meinen Reichthum hüten.“ Kuno erwiderte die Rede Ruprechts mit keiner Silbe, sondern entfernte sich schweigend mit dem Säckel und bald hörte Herr Ruprecht den Thorweg Stollbergs von dem Hufschlage seines Rosses wiederhallen.

Nach einer Weile aber war wieder Alles still geworden, und Ruprecht saß nun in dem engen Archivgewölbe mit seinem Glück und seinen Schätzen allein. Er durchblätterte eine Urkunde, durch welche er mit Campan und Liebeneich belehnt wurde; endlich verwahrte er sie unter den übrigen Pergamenten in einer der Truhen, verbarg die Geldsäcke in einem geheimen Wandschrank, und schritt darauf wieder unstät im Gemache auf und nieder, bald dieses bald jenes Stück der Kostbarkeiten, mit denen ihn Herzog Otto überhäuft hatte, näher zu betrachten. Aber auch diese Beschäftigung schien ihn nach und nach zu ermüden. Er warf sich auf sein Lotterbettlein hin, und versank, dumpf vor sich hinstarrend, in tiefes Sinnen, dem Kinde ähnlich, das sich Jahre lang nach einem Spielzeuge mit ganzer Seele sehnt, und wenn es dasselbe endlich erhalten hat, es eine Weile betrachtet und dann theilnahmlos hinwirft. Aber

eben diese Gleichgiltigkeit, die der Besitz immer im menschlichen Gemüthe erregt, ist ein sicherer Bürge für unsere höhere geistige Anlage. Gerade in der höchsten Begeisterung der Freude, wenn unser Gemüth gleichsam auf Engelsflügeln sich erhebt, gerade dann flüstert, wenn auch nicht immer wahre Erkenntniß, oft nur dunkle Ahnung, uns mit leiser Stimme zu: „Es gibt noch etwas Höheres; was Du auch immer errangest, es gibt noch schönere Preise!" und diese Einsicht ist es, die Begeisterung so nahe an Ermattung grenzen, und Freude so oft in Thränen ausbrechen läßt. Ruprechts trotziges Gemüth aber schüttelte bald diese weicheren Gefühle wie eine lästige Bürde von sich: seine ungebändigte Kraft, durch eine gewaltige Erschütterung für einige Augenblicke gelähmt, durch Sehnsucht gemildert, durch Erwartung hingehalten, zerriß mit einem Male diese leichten Fesseln, ihm konnte ein weiches in sich selbst Versinken nicht genügen, und das ätherische Gewebe der Thränen zerriß unter seiner gepanzerten Sohle; nur der festere Boden der Erde konnte ihn ertragen, und auch diese sollte erbeben unter seinem gewaltigen Schritte. Wirre Träume zogen im Halbschlummer an ihn hin, anfangs freundlich lächelnde Elfengestalten aus den Kelchen wunderbarer Blumen hervornickend, Frau Bertha's verklärte Züge und die Cherubsmiene seines Ernst. aber bald wurden die Gestalten ernster und düsterer, häßliche Gnomen huschten an ihm vorüber, und jetzt

tauchte das zornverzerrte Antlitz Mehrenbergs und die höhnischen Mienen der Roßtäuscher in ihm auf, und dann ein verworrenes Gedränge, blutige Schlachten, Feuerlärm und Hörnerklang. — Er sprang auf, es war fast Abend geworden; das Abendroth drang leuchtend in das Gemach, und spiegelte sich mit einem grausenhaft blutigen Schimmer in der Prachtrüstung, die Herzog Otto gesandt hatte, und in mehreren Damascenerklingen, die neben derselben in der Ecke lehnten. Ruprecht konnte seine Blicke von dem blanken Stahle nicht abwenden, Nachtgedanken stiegen schwarz und schwärzer in seiner Seele empor, es flimmerte vor seinen Augen, und jetzt auf einmal riß er hastig eine der Klingen hervor und, mit wildem Entzücken sie emporschwingend, daß sie im Scheidelichte der Sonne wie ein Feuerstrahl flammte, rief er mit dumpfer Stimme zum Himmel empor: „Rache!" und die Wölbung des Gemaches sprach es ihm dumpf und feierlich nach.

Es war wieder Herbst geworden, und die Natur, die jedes Jahr zum Kinde und wieder zum Greise wird, schickte sich eben an, ihr letztes Blüthenlächeln in grämliche Falten und Runzeln zu verzerren, als Herr Ruprecht von Rossum in dem Schatten der Abenddämmerung an der Spitze eines ansehnlichen, wohlbewaffneten Reiterhaufens an der Admonter

Bergstraße dahintrabte. Vor ihm her ritten einige Knechte, die mit gewaltigen Horsthörnern versehen waren, und mehrere Reisige, die Fähnlein von verschiedenen Farben und Abzeichen in den Lüften flattern ließen. Dann kam Herr Ruprecht selbst in prachtvoller aber mit Staub und, wie es schien, auch mit Blut bedeckter Rüstung; ihn trug ein mit reichen Decken geschmücktes Tigerroß, das trotz der Last des Reiters und der Rüstung unter seiner Bürde mehr tanzte als ging; zu seiner Seite aber ritt ein Bewaffneter, der ein großes weithin rauschendes Banner trug, und trotz des zunehmenden Abenddunkels konnte man in der schweren Seide desselben den Knieenden zwischen zwei Rossen, Berthold Rossums Wappenzeichen, recht wohl unterscheiden. Nun folgte der ganze ansehnliche Zug der Reisigen, der sich wohl auf drei= bis vierhundert Berittene belaufen mochte. Hie und da ragte aus der Menge ein befiederter Helm und eine ansehnlichere Rüstung hervor, die ihren Träger als Abkömmling eines edlen Geschlechtes bezeichnete. Allem Ansehen nach mußte die ganze Schaar von einem Fehdezug heimkehren, denn in der Gegend, aus der sie herkam, war der Himmel wie von einem heftigen Brande geröthet, die Helme und Schilder der Reisigen trugen Spuren heftigen Kampfes an sich, und einige mit Fesseln beladene Männer sammt mehreren Rüstwägen theils mit Verwundeten, theils wie es schien, mit Beute angefüllt, die den Beschluß des

Zuges machten, ließen hierüber keinen Zweifel mehr übrig. Nun war man auf der Admonter Straße bei dem steinernen Kreuze angelangt, wo sich der steile Weg nach Burg Stollberg hinaufwindet. Herr Ruprecht hielt jetzt sein Roß an, mehrere Anführer und Ritter sprengten zu ihm grüßend heran, worauf sie, nachdem sie einige Worte mit ihm gewechselt hatten, sich unter Begleitung einzelner Reiterhaufen da- und dorthin auf den Weg zur Heimkehr begaben. Erst nachdem alle Vasallen an Ruprecht, der hier gleichsam Herrschau gehalten hatte, vorübergezogen waren, brach auch dieser mit seiner eigenen Schaar auf, die noch immer zahlreich genug war, um den vereinten Kräften der von ihr sich Trennenden die Spitze bieten zu können.

Man zog nun durch die Schatten des waldigen Roßkogels bergan, die schweren Rüstwagen folgten unter dem Aechzen der Verwundeten, mit denen sie zum Theil beladen waren, und die Gefangenen, denen die Müdigkeit und die Last ihrer Fesseln das Erklimmen des steilen Berges sauer genug machte, wurden von den Reisigen, deren Obhut sie übergeben waren, weniger mit Worten als mit Stößen und Schlägen zur Eile angetrieben. So hatte man die Roßwiese und endlich die letzte Höhe des Roßkogels zurückgelegt, und der Zug hielt jetzt vor den Thoren Stollbergs. Noch immer prangte Rossums Wappenschild über ihrem Bogen, aber sie standen nicht mehr weit

offen. Sie waren wohlverwahrt und die Zugbrücken aufgezogen. Auch zeigten die Burgwälle keine Lücken mehr oder neigten sich Einsturz drohend in den Graben, der Stollberg rings mit einem Wasserkranze einschloß. Die weitläufigen Burggebäude ragten nicht mehr öde und trümmerähnlich in die Lüfte, viele freundlich erhellte Fenster sahen gastlich grüßend in die stumme Nacht hinaus. Jetzt winkte Herr Ruprecht und die Knechte 'stießen in ihre Hörner, daß die Zinnen Stollbergs und die lautlose Stille des Forstes den gewaltigen Ruf wiederhallten. Alsbald wurde es rege in der Burg, man sah Lichter sich hin und her bewegen, Knechte riefen einander zu, die Rüden heulten, und jetzt ertönte von der Höhe des Wartthurms die Stimme des Thorwarts und fragte, wer Einlaß begehrte. Als nun aber Ruprecht hinaufrief: er sei es, der Herr, da stieß jener dreimal schmetternd in's Horn, und alsbald rasselten die Zugbrücken nieder, die Thorflügel thaten sich auf, Herr Ruprecht sprengte in den fackelhellen Burghof hinein und die Schaar der Reisigen, nach dem Kruge und der Streue sich sehnend, drängte ihm nach.

Aber als Ruprecht sich jetzt aus dem Sattel schwang, da fühlte er sich plötzlich von zwei kräftigen Armen umschlungen und an eine vor Freude des Wiedersehens bebende Brust gedrückt. „Wer ist das?“ rief Ruprecht, hastig den Helmsturz emporwerfend, und jetzt traf sein Blick auf ein männlich schönes

Antlitz; — seine Züge waren ihm wohl bekannt, und jetzt rief eine lange nicht gehörte Stimme: „Vater! mein theurer Vater!" Ruprecht stand eine Weile, als traute er weder seinen Augen noch seinen Ohren, endlich aber den Wiedergefundenen mit stürmischer Freude an's Herz drückend, rief er: „Ei, Blitz und Donnerwetter! bist Du's, bist Du's wirklich, Ernst? Bei meinem Barte, ich hätte mir's nicht träumen lassen, Dich heute, heute wiederzusehen! Alle Hagel, Du bist ein schmucker Bursche geworden, ein recht stattlicher Degen, und was Blitz, auch Narben im Antlitz! Das gefällt mir, und sehr lieb ist mir, daß Du wieder da bist!" Er stand eine Weile, den forschenden Blick auf die hohe schlanke Gestalt des Sohnes geheftet, dessen Augen noch voll heiliger Thränen des Wiedersehens standen. „Ja", hub Herr Ruprecht nach einer Weile wieder an, „so war ich einst, und so sollen meine Enkel werden. Du hast Dich doch nicht verplempert, ich meine, Du hast doch nicht gefreit, dieweil Du in der Fremde warst?" — „Nein, Vater", entgegnete Ernst mit seinem gewohnten ehrlichen Blick. „Gut, gut", sagte Herr Ruprecht, „und sage mir doch", fuhr er, indem er auf die ringsum in verjüngter Pracht sich erhebenden Burggebäude hinwies, „hast Du denn Stollberg wieder erkannt?" — „Wahrlich nein", versetzte Ernst, „ich habe es in Trümmern und als Einöde verlassen, und wie neu erstanden

in fürstlicher Pracht seh ich's wieder!" — „Ja, ja", sagte Ruprecht, in stolzer Freude umher schauend, „die Zeit ist eine mächtige Herrscherin und ein gewaltiger Wille vermag viel. Aber alles das läßt sich besser bei einem Becher Niersteiner besprechen. Weil Du nur wieder da bist!" Mit diesen Worten schritt er mit Ernst gegen die Marmortreppe hin; aber gerade als sie die erste Stufe betreten wollten, wurden im Thorwege die Gefangenen hereingebracht, und hinter ihnen rasselten die schwer beladenen Rüstwägen einher, daß die Gewölbe bebten und zitterten. Ruprecht wandte sich um und, auf die Gefangenen deutend, rief er einigen Knechten zu: „Werft die Hunde in's Burgverließ, und Kuno soll die Beute übernehmen!" worauf er, sich wieder zu Ernst wendend, in dem begonnenen Gespräche fortfuhr: „Und meine Boten haben Dich nicht gefunden? Zehn und zwanzig habe ich ausgesandt, Dich zu suchen, jeden Pilger habe ich reich beschenkt und beauftragt, nach Dir zu forschen, aber sie waren alle wie Noah's Raben und kehrten heim ohne Botschaft oder blieben gänzlich aus. Schon meinte ich, es wäre Dir ein Leid angethan worden in der Fremde, aber da kamst Du endlich selber an, wie die Taube mit dem Oelzweige. Nun, weil Du nur wieder da bist! Und wo warst Du, wo hast Du Dich herumgetrieben, im Nord oder Süd, zu Land oder zu Meer, und das Kreuz auf Deiner Brust, was soll es bedeuten?" — „Vater!"

entgegnete Ernst, „als Mutter Bertha einmal begraben war, und die Vasallen immer übermüthiger wurden, und ich nicht konnte, wie ich wollte, da litt es mich nicht mehr daheim; die Schwestern wußte ich versorgt zu Göß, so zog ich denn fort, wohin Ihr gezogen wart, nach Italien, Euch zu suchen. Aber als ich dort ankam, war der Krieg zu Ende; niemand wußte von Euch, und da viele, die mit König Johann gestritten hatten, nach Palästina gezogen waren, so hoffte ich, Euch vielleicht dort aufzufinden. So schiffte ich denn hinüber, und hieb mich einige Jahre mit den Sarazenen herum.“ — „Warst Du in Palästina?“ unterbrach ihn Herr Ruprecht, „ei, Du bist ein wackerer Junge, und Du sollst jetzt der Ruhe pflegen; Palästina ist ein schlimmes Land für uns Deutsche, aber Du bist wieder da, und so ist Alles gut.“

Sie waren jetzt die Treppe hinangestiegen und in den Vorsaal gekommen, in welchem eine Menge reichgekleideter Diener ihrer harrten, um geschäftig vor den Herannahenden die Flügelthüren aufzureißen; so traten sie in den prachtvollen, hellerleuchteten Prunksaal, und Ernst, der sich bisher in dem einsamen Stübchen des alten Kuno aufgehalten, schien von diesem ungewohnten Glanze nicht sowohl überrascht als geblendet zu werden. Er konnte einen Ausruf der Bewunderung nicht unterdrücken, und Ruprecht, der indeß die Wucht des Helmes ab-

genommen und sich des Panzers entledigt hatte, wandte sich mit einem freudig stolzen Blicke nach ihm um. Auf diese Weise sah Ernst nach so vielen Jahren zum ersten Male das Antlitz seines Vaters wieder, und wie er vorher seine Bewunderung nicht hatte verbergen können, so konnte er jetzt auch nicht sein Erstaunen über die Veränderung, die es indessen erlitten hatte, verhehlen. Dünne weiße Haare bedeckten den Scheitel, das Feuer der Augen war verloschen, nur dann und wann zuckte noch ein Blitz aus den tiefen Augenhöhlen hervor, an die Stelle der freundlichen Grübchen in den Wangen war ein höhnischer Zug getreten, die Wangen waren bleich und eingefallen, die Stirn mit tiefen Runzeln bedeckt, und nur noch an dem Ausdrucke der stolzen Züge, die zu sagen schienen: „Ich bin ein Mann", konnte Ernst seinen Vater erkennen. Ruprecht aber, dem das Erstaunen seines Sohnes nicht entgangen war, hub an und sprach: „Nicht wahr, Du findest hier viele Veränderungen, der Saal ist schöner geworden, und ich älter, er funkelt von Licht und Helle, und das Licht meiner Augen will mir nicht mehr leuchten. Ja, Sorgen und Kummer machen die Haare weiß, wie Schnee die Felder, und der Mensch ist ein gebrechliches Wesen." Er schien noch mehr sagen zu wollen, aber sich selbst unterbrechend sprach er zu den Dienern: „Bringt Imbiß her und Wein, aber vom besten, denn mein Sohn ist

wiedergekehrt! Sputet Euch, und laßt uns dann allein!" — Ruprechts Befehle wurden mit Windesschnelle vollstreckt und bald saß Ruprecht allein mit seinem Sohne in dem weiten Saale, vor ihnen die gefüllten Becher und im Kamin ein gastlich flackerndes Feuer.

„Nun denn, ein fröhliches Willkommen", hub Herr Ruprecht an, indem er Ernst den gefüllten Becher hinreichte; „sei mir herzlich gegrüßt in der Heimath! Erfahre nun, wie das Alles kam, was Dich zu befremden scheint, erfahre auf welche Weise Rossum aus dem Schlamme wieder hervorstieg, in dem es zu versinken drohte." — „Vater", unterbrach ihn Ernst, „Vieles hierüber habe ich schon von dem alten Kuno erfahren, aber es klingt so seltsam märchenhaft, daß ich es nicht über mich gewinnen konnte, seiner Erzählung vollen Glauben zu schenken. Eure Wette mit dem Herzog von Meran, Gertrudens Erhebung, die vielen Geschenke des beglückten Vaters, die reichen Lehen" — „Alles das ist wahr", entgegnete Herr Ruprecht, „so seltsam es klingen mag." — „Aber diese unendlichen Veränderungen im Laufe eines Jahres", hub Ernst wieder an, „diese Pracht, dieser Glanz, diese beinahe fürstliche Umgebung, nein es ist unbegreiflich!" — „Emsigem Bestreben und rastloser Thätigkeit", versetzte Ruprecht, „ist Alles möglich, und wenn ein Greis ein Werk unternimmt, da thut es noth, daß er mit der Vollendung eile, wenn er sie

noch erleben will. Die Herstellung Stollbergs in ihrer jetzigen Gestalt wurde im strengsten Winter ausgeführt; es sollen Viele dabei umgekommen sein, aber Stollberg steht und trotzt nun wieder Jahrhunderten. Ja, mein Sohn, ein fester Wille vermag Alles. Es war eine Zeit, wo Rossums Geschlecht am Boden hinrankte, wie die Schlingen des Epheu, aber es hat sich erhoben zur gewaltigen Eiche, und seine Feinde sind gedemüthigt." — „Gedemüthigt, und wie?" sprach Ernst dumpf vor sich hin, und sein Antlitz wendete sich mit einem Ausdrucke der Besorgniß nach dem seines Vaters, das in hoher Röthe aufflammend die wilde Freude gesättigter Rachbegier überschattete. „Ja, gedemüthigt sind sie", rief Herr Ruprecht, „Alle, so viel ihrer sind, und jedem ward es entgolten. Tagelang hab' ich meine Reisigen geübt, und habe nicht Frost, nicht die Unbilden des Winters gescheut, aber als sie geübt waren, und als der Prunksaal hier fertig, da that ich meine Prachtrüstung an und ließ meine Vasallen hieher entbieten. Es kamen ihrer nicht viele, und die kamen, bewiesen sich so trotzig und störrisch, als sie sich Dir bewiesen hatten. Ich forderte die entrissenen Ländereien wieder, sie verweigerten sie, ich rügte die Mißbräuche, sie läugneten sie, ich drohte, meine lehensherrlichen Rechte in Vollzug zu setzen, sie verlachten meine Drohungen; da ließ ich sie von dannen ziehen, jeden ungekränkt. Aber noch dieselbe Nacht brach ich auf mit meiner

Schaar, und rückte zuerst vor des Enzingers Gehöfte, das brannte ich nieder, zerbrach die Mauern, verwüstete die Saaten, dann fiel ich auf das Vorwerk des von Teesdorf, dem that ich deßgleichen, dann zog ich vor das Gehöfte des Wallrein, und keiner sieht mehr wo es gestanden, und als ich dies gethan, da gaben die andern nach, die Ländereien wurden zurückerstattet, die Mißbräuche abgestellt, und als ich sie zwei Tage nachher aufbot mit Roß und Mann, da leistete mir jeder die Lehenspflicht und keiner blieb mir daheim, nicht einer, der einen Speer werfen und ein Schwert schwingen konnte."

„Und wohin zogt Ihr mit Euren Lehensleuten, Vater?" fragte Ernst, der nicht ohne Theilnahme der Erzählung seines Vaters zuhörte. Dieser aber, nachdem er einen Becher hastig hinuntergestürzt hatte, fuhr fort und sprach: „Wohin ich gezogen bin? Meine Schulden habe ich eingetrieben, mit meinen Pergamenten bin ich ausgezogen und mit vierhundert Lanzenspitzen als Zeugen, und Alle erkannten meine Forderung; da mußte ich nicht mehr hören: ‚Ei, was fällt Euch bei, Ihr irrt Euch wohl, das ist ja eine alte Sache, lang bezahlt und lang verjährt!' da hörte ich guten Geldklang, und wer nicht zahlte, dem bot ich Fehde, und wem ich Fehde bot, der unterlag; frage im Lande umher, frage die von Windischgrätz, die Rauber und die von Murau, ob sie nicht gefühlt haben, wie scharf Rossums Schwerter

schneiden!" — „Begreife das, wer kann." — „Die Macht liegt nicht im Arm; hier liegt sie", sprach Ruprecht, die Hand an's Herz legend, „in der gewaltigen Brust, im starken Willen. Der vermag Alles, das Unmögliche erreicht er, und das Glück muß ihm gehorchen. So hat meine Rache alle meine Feinde ereilt, keinen ausgenommen, nicht einmal jene Roßtäuscher, die es wagten, zu Neustadt Hand an mich zu legen; Gewinnsucht, vielleicht der Wahn, — ich gedenke jenes Vorfalls nicht mehr, — ließ sie auf Stollberg heraufkommen, um mir Pferde zum Verkaufe anzubieten. Ich aber erkannte sie, das Burgverließ nahm sie auf und behielt sie so lang, als der Schooß der Mutter das Kind. Aber die dumpfige Luft muß ihnen übel bekommen haben, denn zwei gingen drauf, und ob die übrigen zu ihren Pferden, die ich frei im Walde hinlaufen ließ, wiedergekommen sind, das weiß ich nicht!" — „Wie, zwei starben?" rief Ernst, während Ruprecht in ein höhnisches Gelächter ausbrach; bald aber wieder ernst geworden, fuhr dieser fort und sprach: „Mein Sohn! Rossum ist nicht mehr was es war. Ich bin durch Leoben gezogen wie im Triumphe; mein Waffenrock war köstlicher Sammt mit Gold gestickt, und von Gold funkelten meine Begleiter; das Volk stand und flüsterte leise: ‚Das ist der alte reiche Rossum, ein alter Name und ein mächtiges Haus; seht doch die Banner und die prächtigen Rosse mit ihren reichen Decken!' Auf Schloß

Meran ritt ich ein — es war um die Belehnung zu empfangen, mit herzoglicher Pracht, wie man seit Jahren nicht gesehen. Zu Tische bin ich dort gesessen mit Herzogen und Fürsten, und sie waren mit mir, als wäre ich ihr älterer Bruder.“ — „So empfingt Ihr viele Ehren an Herzog Otto's Hoflager?“ bemerkte Ernst, aus trübem Vorsichhinstarren erwachend. — „Nicht nur Ehren“, erwiderte Ruprecht, den geleerten Becher vor sich hinsetzend, „nicht nur Ehren, auch neuen Vortheil, neue Mittel zur Verherrlichung des Namens Rossum. Herzog Friedrich hielt sich damals noch zu Meran auf, und hielt große Stücke auf Marien, die noch immer ist, was sie war, nicht die Freundin, die Schwester unserer Gertrud, will ich sagen Agnes. Auf diese Weise gelang es mir, den Herzog dahin zu bringen, mir für den Rest der Gabe des Herzogs Otto das von der Kammer eingezogene Wesels zu überlassen.“ — „Wie, was sagt Ihr? Wesels ist wieder Euer!“ rief Ernst, mit einer Art von Entsetzen von seinem Sitze aufspringend. — „So ist es“, erwiderte Ruprecht, „und nicht blos diese, auch noch viele andere Gnadenbezeigungen darf ich von Herzog Friedrich erwarten, und um so gewisser, da er binnen weniger Monate sein Beilager mit unserer Agnes feiern wird!“ — „Nein, es ist nicht möglich!“ rief Ernst, dessen Erstaunen immer zunahm, „Gertrud, sagt Ihr? mit Herzog Friedrich?“ — „Ja, sage ich, und so ist es“, versetzte Ruprecht, an dem Erstaunen

des Sohnes sich weidend, „und nicht wahr", fuhr er lächelnd fort, „davon hat die alte Plaudertasche, der alte Kuno Dir noch nichts erzählt? Aber höre nur weiter. Kaum war ich vor einigen Monaten in die Steiermark zurückgekehrt, so brach hier eine Empörung der Landesherren gegen Herzog Friedrich in vollen Flammen aus. Dieser, rasch aus Tirol zurückkehrend, sammelt, was ihm an Getreuen übrig bleibt, sein Vertrauen ernennt mich zu seinem Kriegshauptmann und bevollmächtigt mich zur Vollstreckung der Acht gegen die Empörer. So waren denn auch meine mächtigsten Feinde in meine Hände gegeben, denn an der Spitze jener Verschwörung standen nächst Stubenberg, Marschalk Mehrenberg und der Vater Deiner Helene" — „Helenens Vater!" rief Ernst; Ruprecht aber ließ sich nicht unterbrechen, und fuhr fort: „Zuerst rückte ich gegen die Erbfeinde unseres Namens, gegen die Stubenberg aus, und schlug sie glücklich aus dem Felde, nahm ihnen mehrere Festen ab, unter denen auch Meidenberg ist, das ehemals unser war, und ich denke, der Herzog wird es mir als Belohnung für meine guten Dienste zusprechen." — „Auch Meidenberg, also wirklich auch Meidenberg", sagte Ernst, dumpf vor sich hinmurmelnd; Ruprecht jedoch schenkte die leeren Becher wieder voll und fuhr fort: „Dann zog ich gegen Helenens Vater, der noch immer der Reiche hieß, und der Schimpf, den er Dir angethan, wurde gerächt. Bei Nacht überfiel ich das stolze

Scherfenberg, und in ein paar Stunden war sein Besitzer bettelarm, und irrte im Lande, vergebens nach einem sicheren Obdach suchend, umher."

Ernst war aufgestanden, eine heftige innere Bewegung ließ ihn nicht ruhen. Ruprecht aber fuhr fort und sprach: „Erst heute aber hat das Beil der Rache den letzten Schuldigen getroffen. Zwei Monde lag ich vor Mehrenbergs Feste; er wehrte sich wie ein Rasender. Doch allem Widerstande zum Trotz wurde Wall auf Wall erstiegen, und heute blieb von Mehrenberg nichts als ein Thurm mehr übrig; den ließ ich mit Brennholz umgeben, dies anzünden — von Unterhandlung wollte ich nichts hören — und so ist er denn mit den Wenigen, die ihm übrig blieben, verbrannt." Mit diesen Worten leerte er den gefüllten Becher, während Ernst mit starrer Gleichgiltigkeit vor ihm dastand. Ruprecht aber schob jetzt den Armstuhl zurück, und sich dem Kamin nähernd, fuhr er fort: „Die Beute war ziemlich reich, auch der goldne Stab darunter, der sich so lange hier zu Stollberg befand; morgen werde ich ihn dem Herzog mit der Nachricht zusenden, daß in diesem Theil des Landes die Acht vollzogen sei. Wen er nun zum Marschalk machen wird, das weiß ich nicht, doch daß ich Ansprüche auf diese Würde habe, ist gewiß. Meidenberg wird mir sicherlich nicht entgehen, und auf Agnes darf ich in Betreff des Stabes wohl auch rechnen." —

Er hielt inne, seine Züge belebten sich, seine Augen funkelten, er trat zu Ernst, und hub an: „Vielleicht, mein Sohn, ist der Zeitpunkt nah, in welchem Rossum wieder ganz das sein wird, was es war; und allein durch meine Bemühungen, durch mein ernsthaftes Streben, um den bittern Preis qualvoller Nächte, zahlloser Kummertage, um Frau Bertha's frühzeitigen Tod ist es gelungen. Doch freudig sehe ich auf die durchschrittene Bahn, so dornenvoll sie war, zurück, denn wenn ich hinausschaue in die Nebelferne der Zukunft, so sehe ich ein mächtiges, ruhmerfülltes Geschlecht, das mich dankbar, wie unsern Ahnherrn Berchthold verehrt; denn was er gründete, das habe ich erhalten, was er schuf, dem Rachen der Alles verschlingenden Vernichtung entrissen; wenn er der Stifter heißt, so werde einst ich der Retter heißen."

Und wieder hielt er inne und heftete den Blick auf Ernst, der regungslos und stumm vor ihm stand und bemüht schien, die Bewegung, die seine Züge unwillkürlich verriethen, dem forschenden Auge des Vaters zu entziehen. „Und Du schweigst, Ernst?" begann Herr Ruprecht, „hast Du für Deinen alten Vater kein Wort des Dankes, für so viele Bemühungen nicht einmal einen abgenützten Lobspruch? Bist Du kein Rossum mehr, daß die Größe Deines Hauses Dich kalt läßt?" — „Vater", hub Ernst nach einer Weile, in welcher Ruprecht, entrüstet wie es schien, auf und nieder schritt, mit sichtbar innerem Kampfe und vor Aufregung zitternder Stimme an: „Vater! der Mensch

ist nicht blos von der Erde und ist nicht blos für die Erde, und keines der irdischen Güter, keine der Gaben des Glückes, denen der Mensch mit so heißer Sehnsucht nachjagt, ist so werthvoll, daß es nicht einen Preis gäbe, um welchen sie zu theuer erkauft wäre. Ich kann mich der Größe Rossums nicht erfreuen, denn ich fürchte, ihr Preis war zu hoch." — „Sinnloser!" rief Ruprecht und seine Augen funkelten, „Sinnloser", was redest Du? Zu hoher Preis, sagst Du? Das Leben ist des Lebens Preis, und Leben ohne Ehre ist Tod. Das Glück des Lebens für ein ehrenvolles Leben hinwerfen, ist das ein theurer Kauf? Und für wen schloß ich diesen Handel? Für Euch, für meine Kinder, die mich tadeln." — „O Vater", entgegnete Ernst, und seine Miene wurde mit jedem Worte fester und sicherer, „sagt das nicht; was Ihr thatet, geschah nicht für uns; wir waren Euch wohl Werkzeug, nie Zweck; der Schall eines Namens, die Größe derer, die nach uns kommen sollen, das war das Ziel Eures Strebens, nicht wir, nicht unser Glück!" — „Du schwatzest thöricht wie ein Knabe!" rief Ruprecht äußerst aufgebracht; „habt Ihr nicht allen Vortheil meines Strebens, habe ich Euch nicht reich, mächtig, angesehen gemacht, da Ihr arm, kraftlos und verachtet war't? — Geh, Thor! die heiße Sonne Palästina's hat Dein Gehirn vertrocknet und Dich des Verstandes beraubt!" — „Mein Vater", entgegnete Ernst mit ruhiger Besonnenheit, „die heiße

Sonne Palästina's hat mein Herz mit magischen Gluthen erwärmt, es von den Schlacken der Leidenschaft gereinigt und die reine heilige Flamme der Liebe darin angezündet. Wie könnte ich sonst, Euer Sohn, der Euch Alles verdankt, wie könnte ich so ernst zu Euch sprechen, wenn mich nicht die Liebe beseelte, wenn mein heiliger Zweck mich nicht einen Augenblick über Euch stellte. Wenn Ihr auch, was Ihr gethan habt, für uns gethan hättet, der Preis, Vater, der Preis war zu hoch!" —

„Ich bin von den Vorurtheilen der Zeit nicht so befangen", fuhr Ernst nach einer Weile fort, während Unmuth Ruprecht nicht zum Worte kommen ließ, „ich bin von den Banden des Aberglaubens nicht so umstrickt, daß ich vermuthen sollte, was die Menge vermuthet, denn unser Erlöser hat die Macht der Hölle gefesselt und in Bande gelegt. Aber die Entwicklung Eures Schicksals kam so plötzlich, schritt so rasch bis zum äußersten Gegensatze Eures vorigen Zustandes fort, und im Leben, wenn es auch keinen Zauber gibt, herrscht die dunkle Macht der Vergeltung, umspinnt mit unsichtbaren Fäden den Schuldigen, reißt ihn fort und stürzt ihn in Abgründe, die kein Senkblei erreicht."

„Ha! aberwitziger Thor", unterbrach ihn Ruprecht mit schallendem Gelächter, „hat auch Dir der alte Kuno seine Märchen vorerzählt, von Kobold und Gespenstern, von dem „Auge Gottes" in der Capelle und von meinem Meisterschusse, den er einen

Frevel nennt? Glaubt er mich im Bunde mit dem Teufel? Gäbe es einen, so wäre ich es vielleicht. Aber es gibt keinen. Der Teufel ist die Schwäche des Menschen, und den hat mein starker Wille besiegt, und alle die Luftgestalten dazu, die Ihr andern heilig nennt und verehrt. Darum mach' ein Ende mit Deinen Predigten, oder suche Dir in der Gesindestube Zuhörer." — „Mein theurer Vater", hub Ernst wieder an und seine Wangen röthete eine heilige Gluth, während er zu Ruprecht sprach, der noch immer lachend und höhnend auf und nieder schritt: „Mein theurer Vater! was zwischen dem Ewigen und Euch an jenem Gewitterabend vorging, ich weiß es nicht, ich will es nicht wissen; aber jener Abend war — von jenem Abende ging der Umschwung Eures Schicksales an, von jenem Abende an flossen die Gaben einer unsichtbaren Macht in Strömen auf Euch hernieder; und, wenn es anders erlaubt ist, von der Wirkung der Gabe auf den Werth des Gebers zu schließen, so war es eine unheilvolle Macht. Nur heftiger erwachte Eure Begierde nach Größe, von Höhe klimmtet Ihr zur Höhe, und wozu benütztet Ihr dann Eure Macht, Euer Ansehen? Nicht zum Segnen, nicht zum Vermitteln, nicht zum Versöhnen, wie der von Nazareth that, nein — nur Rache war Euer blutiges Geschäft!"

„Sage mir", hub Ruprecht an, indem er vor Ernst, nicht ohne einigermaßen von der Begeisterung

des Sohnes ergriffen zu sein, stehen blieb, „sage mir, hast Du denn so ganz der entschwundenen Zeiten vergessen, Deines Aufenthaltes in Stollberg, Deiner Liebe, Deiner Leiden? Bist Du nicht selbst mit kochendem Blute, mit flammendem Blicke vor mir gestanden, und hast Rache über die gerufen, die Dich beleidigt? Was tadelst Du mich also, daß ich sie jetzt nahm, da sie in meiner Kraft stand?" — „Mein Vater", entgegnete Ernst, und seine Blicke begegneten ohne Scheu dem forschenden Auge Ruprechts, „ich bin ein Mensch, und habe gefehlt. Mich, wie Euch, wie uns Alle riß der Sturz unsers Hauses in ein sturmbewegtes Leben, in die Fremde hinaus; heimatlos, mit Verzweiflung im Herzen zog ich umher, da kam ich an das Grab des Erlösers, da wandelte ich, wo er gewandelt hatte, wo er Liebe gelehrt hatte, und so kam ich heim mit Ergebung, mit Liebe im Herzen. Ich finde Euch, der einen andern Weg gegangen, der Macht und Größe errungen, ich finde meinen Vater umgeben von Macht und Herrlichkeit, aber entblößt von den Tugenden, die sonst in reichem Maße sein eigen waren. Eure Milde ist zur Grausamkeit, Eure Menschenliebe zu Haß geworden, Ihr betet nicht mehr, Ihr läugnet den, von dem wir Alle ausgingen, wie Strahlen von der Sonne! Da übermannte es mich, mein Vater! ich vergaß den eigenen Fehler, und wahrlich, ich durfte es, denn nicht der sündige Mensch, nicht Euer

Sohn, der Fehler hat wie Ihr — das Wort der Liebe, Gott spricht durch mich!“ — Ruprecht stand erschüttert, seine Wangen erbleichten, die Gluth der Augen verlosch: „Wenn es Täuschung war!“ murmelte er vor sich hin. „Aber nein“, fuhr er nach einer Pause düsteren Sinnens fort, und die gebeugte Gestalt des Greises richtete sich in würdevoller Haltung wieder empor: „Nein, es ist nicht, ich verlache Eure Himmel, ich verlache Euch Leichtgläubige, ich verspotte Euern Wahn. Mein Gott wohnt in meinem Herzen, denn dort wohnt meine Kraft. Geht Ihr und erbettelt vom Zufall, was Ihr Euch selbst geben könntet, ich habe ihn bekämpft, ich habe ihn bezwungen, ich bin sein Herr.“

Und nun schritt er wieder ungebeugt wie vorher den Saal hinauf, während Ernst tief ergriffen das Gesicht mit beiden Händen bedeckte und erst nach langer Zeit wieder Worte finden konnte. „Mein Vater“, begann er jetzt, indem er mit mühsam gewonnener Fassung sich Ruprecht näherte, „die Sterne stehen hoch am Himmel, und meine reisemüden Glieder mahnen mich, daß es Zeit sei, an Ruhe zu denken. Gute Nacht denn, und möchtet Ihr, mein Vater, doch bald zur Einsicht gelangen, daß für uns Menschen kein Heil ist als im Glauben.“

Mit diesen Worten wollte er sich entfernen, Ruprecht aber, seine Hand ergreifend, sprach mit milderem Klang der Stimme, als ihm sonst wohl eigen

war: „Sieh, mein Sohn, erspare Dir Schmerz, mir Unmuth und Kränkung. Versuche nicht, meine Ueberzeugung zu erschüttern, sie steht fest, und muß fest stehen. Du bist noch jung; Jugend sieht Alles in einem überirdischen Lichte, weil in ihr das Blut noch rasch ist, und die Lebenskraft frischer. Aber Du wirst von Deinem Wahne zurückkommen, wenn Du lange hier verweilst, und wenn Du erst lange gelebt hast, denken wie ich. Drum gib es auf, mich bekehren zu wollen; denn sieh, gerade Du, der lebenskräftig und blühend vor mir steht, bist mir der triftigste Grund gegen die Lehre, die Du predigst. Oft, wenn ich in einsamen Stunden von meinen großen Werken ermüdet über das, was war und was werden sollte, in düsteres Sinnen versank, kam mir der Gedanke, wenn nun jene Thoren doch recht hätten, wenn Du, der Du Dich selbstständig und Herr Deines Schicksals wähnst, doch nur ein Werkzeug in der Hand eines Mächtigen wärest, bestimmt, die Wege des Unerforschlichen zu wandeln, wenn Alles, was Du jetzt mühsam aufgehäuft und nach langem Streite errungen, wenn es nur einen Augenblick bleiben, und dann wieder zerstreut werden sollte, wie es zerstreut war, da Du es sammeltest; wenn das einzige Ziel Deines Lebens — Rossums Größe — von Dir nur erreicht werden sollte, um in wenigen Jahren sie wieder hinstürzen zu sehen; wenn Dein Sohn nicht wiederkehrte, wenn

Du der letzte Rossum wärest? ‚Wahrlich‘ — sprach ich dann zu mir selbst —, dann wäre es schlimm, dann müßte ich einsehen, daß eine Macht ist, der der Mensch sich beugen muß oder untergehen im fruchtlosen Kampf; wahrlich, dann wäre ein Gott, und ich ein Sünder!‘ So dachte ich oft, und düstere Gedanken zogen durch meine Seele. Aber sieh, da kamst Du wieder, unverdorben, blühend stark wie die Eiche, und aus Dir werden rüstige Sprossen erzeugt werden, der alte Name wird wieder aufleben, Rossums Größe in Jahrhunderten fortbestehen, und so weiß ich, daß kein Gott ist und daß ich recht hatte!“

„Was hast Du aber?“ rief er jetzt, indem er staunend bemerkte, daß Ernst plötzlich bleich wurde bis an die Lippen, sein ganzer Körper fieberisch zuckte, und Angstschweiß in großen Tropfen auf seiner Stirne stand; „was hast Du?“ rief Ruprecht, besorgt werdend, „was hast Du, rede? Die Reise hat Dich erschöpft, Dein Gemüth ist bewegt, geh, geh zur Ruhe.“ — Ernst aber warf einen schmerzlichen Blick auf den greisen Vater und sprach: „Die Macht des Himmels ist gewaltig und ihre Wege sind unergründlich. O Vater, geht in Euch, reinigt Eure Seele von dem Irrglauben, der sie beflecket, glaubt an einen allbarmherzigen, ewigen Gott; denn wißt, der Vernichtung habt Ihr gearbeitet, für Vergessenheit gestrebt und getrachtet, Ihr seid der letzte

Rossum, nach Euch wird keiner mehr sein, denn ich bin — Tempelherr!“ —

„Was sagst Du?“ rief Ruprecht mit einem Schrei des Entsetzens, „Tempelherr?“ — „Ja, mein Vater“, entgegnete Ernst, „ich habe das Gelübde der Keuschheit geschworen, dies Zeichen ist nicht blos das Zeichen meiner Pilgerfahrt, es ist das Zeichen meines Standes!“

Ruprecht war in einen Armstuhl gesunken, seine Lippen zuckten, sein Haupt lag tiefgebeugt auf der Brust, große Thränen drangen aus den starren Augen; endlich sich mühsam sammelnd, winkte er Ernst sich zu entfernen. Ernst zögerte, aber endlich, als er die abwehrende Hand Ruprechts mit heißen Küssen bedeckt hatte, verließ er schweigend den tief erschütterten Greis.

Ruprecht saß lange, es war ihm als stünde er schwindelnd am Rande eines unermeßlichen Abgrundes, das Gebäude seiner Hoffnung war in sich selbst zusammengebrochen, und Schwefelflammen leckten aus den Trümmern hervor. Die Vergangenheit trat wie ein rächender Engel vor seine Seele; mit einem Male erwachte wieder, was er längst erloschen geglaubt hatte, der Gedanke an seine ferne Jugendzeit, an die Lehren seiner frommen Aeltern, an die Bibel, die er so oft hatte vorlesen müssen; Alle fielen ihm ein, die auf Gott vertraut hatten, Abraham und Hagar, Jakob und der ägyptische

Josef; alle Gebete, die man ihm eingelernt hatte, sein lang vergessener Abendsegen, und unwillkürlich von der Erinnerung fortgerissen, faltete er die Hände, und sprach vor sich hin: „Vater unser!“ Er erschrack vor diesen Worten, und im Geiste ging jener Gewitterabend an ihm vorüber; die Donner desselben hallten ihm wieder in's Ohr; er bebte, seine Thränen flossen immer häufiger und immer rascher kreisten seine Gedanken. Jetzt sprang er auf. „Fort“, rief er heftig, als wollte er sich selbst entfliehen, „fort!“ und so verließ er hastig den Prunksaal. Aber als er durch die mondhellen Gänge hinschritt, kam er an der Thür vorüber, die zu Frau Bertha's ehemaligem Gemache führte; er stand still und legte schüchtern die Hand an die Klinke. Die Thür ging auf und er trat in das dunkle, stille Gemach. Ein eisiger Luftzug kam ihm entgegen; die Ursache desselben mochte die angelehnte Thüre der Capelle sein. Ruprecht ging auf sie zu, es schauderte ihm, als er sich der Thüre nahte; er mochte sie nicht zuwerfen, denn er fürchtete, der Wiederhall des Gewölbes möchte einem Donner gleichen; er blickte durch die halboffene Thüre; in der Capelle lag helles Mondlicht und beleuchtete so seltsam den weißen Gruftstein; da fing sein Herz an, sich nach Frau Bertha zu sehnen, seine Thränen quollen wieder hervor, er stürzte in die Capelle und die Thüre fiel hinter ihm zu.

Am nächsten Morgen schlich der alte Kuno, wie gewöhnlich, mit dem Frühesten in die Capelle, um sein Morgengebet zu verrichten, und mit ihm kam Ernst im vollständigen Templergewande, um, wie die Regel des Ordens es befahl, sein Brevier zu beten. Jetzt waren sie in Frau Bertha's Gemach gekommen, und da sie nun der Capelle nahten, so brachen sie das Gespräch, das sie bisher mit einander geführt hatten, ab; doch kaum hatte der alte Kuno die Capellenthür geöffnet, so fuhr er, wie entsetzt, zurück. Ruprecht trat ihm entgegen; die Unordnung seines Anzuges, die Stiere seines Blickes, die Verstörtheit seines Ansehens, vor Allem aber der Umstand, daß Ruprecht die von ihm so lange vermiedene Capelle wieder besucht hatte, versetzten Kuno in ein grenzenloses Erstaunen, Ernst aber in eine wehmüthig frohe Stimmung, denn er sah seinen Vater wieder auf dem Pfade des Heils.

Ruprecht hatte indessen den alten Kuno lange Zeit starren Blickes betrachtet, endlich schien er ihn zu erkennen: „Bist Du es, Alter?" sagte er; „so früh auf, Du bist ja doch kein Schütze. Ja, wer ein Schütze ist wie ich!" — Hier brach er in ein krampfhaftes Lachen aus, das er jedoch zu unterdrücken bemüht schien. Nach einer Weile, in welcher er sich wie erschöpft auf die Schulter des Alten gelehnt hatte, hub er wieder an, und sprach: „Höre, Alter! laß mir die Capelle ausbessern und auf's

schönste, daß sie zu der schönen Burg passe, und laß die Fenster wieder herstellen, die Nächte sind kalt, und das Mondlicht hat keine Wärme. Nicht wahr, alter Knabe?" — „Wie", rief der alte Kuno entzückt, „ist es Euer Ernst, wollt Ihr wirklich die Capelle herstellen lassen? Gott lohne Euch dafür!" Ruprecht schien Kuno's Rede nicht mehr zu vernehmen, er starrte eine Weile vor sich hin, dann begann er von Neuem: „Und höre, schickt mir nach Mehrenberg; sucht mir den verbrannten Marschalk und bringt ihn zur Ruhe. Bei Nacht ist's Schlafenszeit, sagt ihm, und ich nehme keine Besuche an als höchstens von Frau Bertha, meiner Gemahlin. Hab' ich nicht recht?" — „Was habt Ihr denn?" sagte Kuno, Ruprecht besorgt anblickend. „Euch ist nicht wohl." — Ruprecht aber fuhr fort: „Ja und gehe mir in's Burgverließ und lasse mir die Mehrenberger Gefangenen frei — wenn sie nicht schon gestorben sind, wie die zwei Roßtäuscher", setzte er nach einer Pause hinzu; „ja, laß sie frei, wenn sie nicht todt sind."

In diesem Augenblicke näherte sich Ernst seinem Vater, denn Ruprechts Verstimmung, sein Irrereden ließ das Schrecklichste befürchten, und Ernst konnte seine Angst nicht länger bemeistern. Aber kaum hatte Ruprecht seinen Sohn bemerkt, den weißen flatternden Mantel und das rothe Kreuz, das ihn schmückte, gesehen, als er mit dem Ausdruck des

Entsetzens zurückfuhr: „Geh'!" rief er mit gebrochener Stimme, „geh, geh fort!" und sich den umklammernden Armen Kuno's plötzlich entreißend, floh er in stürmischer Eile in sein einsames Gemach, und ließ Ernst und Kuno in grenzenlosem Staunen und nicht geringer Unruhe zurück.

Indessen schien trotz der Besorgnisse Ernst's der Seelenzustand Ruprechts nur ein vorübergehender und eine Folge der in heftiger Erschütterung durchwachten Nacht zu sein. In kurzer Zeit schien er gänzlich hergestellt, nur war an die Stelle des Irueredens eine Art von Stumpfheit getreten, die oft in Blödsinn ausartete. Er sprach wenig mehr, und saß tagelang mit gekreuzten Armen, dumpf vor sich hinstarrend; — wenn sonst in der würdevollen Haltung seiner Gestalt trotz seines Alters sich Kraft und Hoheit ausgesprochen hatten, so schienen diese ihn jetzt gänzlich verlassen zu haben; sein Rücken krümmte sich mit jedem Tage mehr, seine Kniee zitterten, seine Augen wurden immer schwächer, und nur für Augenblicke loderte der alte kräftige Geist in ihm wieder empor. Sehr wohlthätig mußte auf den Greis in dieser Stimmung die Ankunft Mariens wirken, die, ihren Bruder zu sehen, noch vor der Abreise Agnes' an den Hof ihres fürstlichen Bräutigams nach Stollberg geeilt war. Die gütige Natur schien in ihr Frau Bertha wiederholt zu haben, und die zarte Aufmerksamkeit, die kindliche Sorgfalt, mit der sie

Rupprecht behandelte, mußte einen um so erfreulicheren Einfluß auf sein zerrüttetes Gemüth haben, als er die Ruhe seines Sohnes Ernst durchaus nicht mehr ohne die größte Ueberwindung ertragen konnte. Selbst die Ueberredung Mariens konnte diese Abneigung nicht beschwören, obwohl sie sonst eine fast unumschränkte Gewalt über Rupprecht ausübte, der unter ihrer Pflege gleichsam neu auflebte und zu einem Andern ward, als er vordem gewesen. Sie bewog ihn, die Leitung der Ausbesserung der Capelle, weil er immer Freude am Bauen gehabt hatte, zu übernehmen, und als diese auf's prächtigste hergestellt, mit kostbaren gemalten Fenstern, mit Marmorgetäfel und vergoldetem Schnitzwerke versehen war, beredete sie ihn, hauptsächlich auf Antrieb des alten Kuno, Auftrag zur Herstellung des Auges Gottes zu geben, das noch immer in dem Zustande, in welchen es Rupprechts Schuß versetzt hatte, in einer Ecke der Capelle lehnte. Rupprecht zauderte lange, ehe er seiner Tochter willfahrte; es geschah endlich, aber Marie bereute es, ihn jemals daran gemahnt zu haben, denn Herr Rupprecht gerieth für einige Tage wieder in das blöde Hinbrüten, aus dem sie ihn mit so vieler Mühe emporgerissen, und es brauchte lange Zeit, bis dieser Zustand durch ihre Pflege überwunden wurde.

Ein Ereigniß jedoch, das sie hierin sehr unterstützte, war die Ankunft eines Boten von Herzog Friedrich, der Rupprecht und seine Kinder zur Feier

seines Beilagers mit Agnes von Meran nach Neustadt lud, zugleich aber eine Urkunde überbrachte, welche Ruprecht Burg Meidenberg und die dazu gehörigen Ländereien als Erblehen zusicherte. Ruprechts Freude über diese Nachricht war so gewaltig, daß sie seine gelähmte Geisteskraft wieder mit frischen Schwingen begabte und ihn mit einem Male aller Fesseln der Schwäche und Krankheit entledigte. Er traf sogleich Vorkehrungen, um das in den Händen der Stubenberg verwahrloste Meidenberg in einen des Namens Rossum würdigen Zustand herzustellen; was die Einladung zur Hochzeitsfeier Gertrudens betraf, so schlug er sie aus und ließ blos Marien unter Ernst's Begleitung die Reise nach Neustadt unternehmen, die diese auch um so freudiger antraten, da sie Ruprecht durch die Erwerbung Meidenbergs beschäftigt und somit vor jedem Rückfall in seine Gemüthskrankheit gesichert wußten. Der alte Kuno war indessen voll frommen Eifers auf die Herstellung des Auges Gottes bedacht gewesen. Zu Leoben lebte ein alter Mann, der in seiner Jugend zu Byzanz und ein Schüler des berühmten Athenodor Hypsora gewesen war. An diesen wandte sich Kuno, und der Maler begann auf die Verheißung eines ansehnlichen Lohnes ungesäumt sein Werk.

Durch die Gewalt des Schusses hatte sich die Farbe von einem großen Theile des Gemäldes abgelöset, das Auge war kaum mehr kenntlich, der

blaue Himmel und der Sternbogen ganz verschwunden, nur die Gewitterwolke war noch in ihrer nächtlichen Schwärze deutlich zu sehen. Der erfahrene Maler erkannte jedoch aus diesen Resten, daß dies Gemälde von einem der vorzüglichsten Meister aus Byzanz gemalt worden sei, und machte sich darum, als nur einmal die Verletzung, welche die Holztafel durch den Schuß erlitten hatte, wieder hergestellt war, mit verdoppeltem Eifer an die Arbeit.

Endlich war sie fertig, und der Künstler verließ die Burg, um nach einigen Wochen, wenn das Bild vollkommen getrocknet sein werde, wiederzukehren, es mit schützendem Firniß zu überziehen und die verheißene Belohnung in Empfang zu nehmen. Der alte Kuno konnte sich vor Freude nicht fassen, als er das blaue freundliche Auge wieder mit alter Milde herablächeln, mit seinem Nimbus die dunklen Wolken zum blauen, mit dem Friedensbogen geschmückten Himmel verklären sah; erst mit dem dämmernden Abend verließ er die Capelle, um mit frühem Morgen das Bild von neuem unter brünstigen Gebeten sehnsüchtig zu betrachten. Aber wie sehr fand er sich getäuscht, als er am nächsten Morgen die erst gestern vollendete Arbeit ganz in jenem Zustande der Zerstörung wiedersah, in den es an jenem Gewitterabend versetzt worden war. Die frischen Farben hatten sich theils geschält und abgeblättert, theils schienen sie sich gänzlich verflüchtigt zu haben,

und das ganze Bild war eben so unkenntlich, als es vor seiner Ausbesserung gewesen war.

Der alte Kuno eilte ohne Zeitverlust zu dem Maler nach Leoben, dem er die bittersten Vorwürfe über seine Fahrlässigkeit machte, der er das Mißglücken der Arbeit zuschrieb. Der Maler aber, kaum den Worten Kuno's glaubend, verfügte sich neuerdings nach Stollberg; als er aber dort sah, daß es war, wie ihm gesagt worden, schrieb er den Unfall einem Versehen in der Zurichtung der Farben oder des Auftragens derselben zu, und begann unverdrossen die Arbeit von neuem. Aber als sie vollendet war, erfolgte wieder, was früher erfolgt war. Das Erstaunen des Malers über diesen Umstand, so außerordentlich es sein mochte, war doch bei weitem nicht so groß als die Besorgnisse, die in Kuno's Seele durch diesen wunderbaren Vorfall aufgeregt wurden. Seit langer Zeit schon war es ihm unumstößliche Gewißheit geworden, daß das Heil des Namens Rossum und das Auge Gottes in der Capelle im innigsten Zusammenhange stünden. Seine Seele bebte bei dem Gedanken, daß dem Hause ein Unheil widerfahren sollte, dem Hause, mit dem er durch fünfzig volle Jahre Glück und Noth, Leid und Freude getragen, und das in seiner Liebe so feste Wurzeln geschlagen hatte, daß es kein Streich treffen konnte, den er nicht auf seine Weise mitgefühlt hätte. Er beschloß daher, zur Wiederher-

stellung des Auges Gottes, was in seinen Kräften stünde, zu versuchen, und so wurde ein Mönch aus Kloster Admont, der sich ein wenig auf's Malen, noch besser aber auf's Exorcisiren verstand, zu Rathe gezogen, unter dessen Schirm und mit dessen geistlicher Beihilfe der Maler das Werk zum dritten Male beginnen sollte.

Man fing nun an, die Tafel mit Weihwasser zu besprengen, zu beräuchern, der Mönch ließ es an lateinischen Gebeten nicht fehlen, und so lange der Maler am Bilde malte, brannte eine geweihte Kerze an seiner Seite. Aber es war umsonst, auch dieser Versuch hatte keinen bessern Erfolg als die übrigen; da warf der Maler seinen Pinsel hin, und schwor, er wolle mit diesem Bilde nichts mehr zu schaffen haben, der Mönch aber schüttelte den Staub von seiner Kutte und verließ eiligst ein Haus, auf welchem, wie er sagte, ein unauflösbarer Fluch hafte. Nur Kuno gab noch nicht alle Hoffnung auf; er wünschte zu sehnlich, das Auge Gottes hergestellt zu sehen, um so schnell an der Erfüllung dieses Wunsches zu zweifeln und that alles Mögliche, was zur Verwirklichung desselben beitragen konnte. Marie, die indessen von der Feier des herzoglichen Beilagers zurückgekehrt war, unterstützte ihn in seinen Bestrebungen und setzte, jedoch insgeheim und ohne Vorwissen Ruprechts, dem auch nur die Erinnerung an das Auge Gottes

verderblich zu werden schien, einen Preis für die so schwierige Ausbesserung jenes Gemäldes aus; weil aber seit den urältesten Zeiten die Kunst immer nach Brod ging, so verfehlte diese Maßregel nicht, aus den benachbarten Ländern Preisbewerber in Menge herbeizuziehen, die jedoch alle unverrichteter Dinge wieder abziehen mußten, so daß der alte Kuno immer ängstlicher und hoffnungsloser wurde.

Herr Ruprecht hatte sich indessen ausschließend mit der Herstellung Meidenbergs beschäftigt, er brachte ganze Tage auf der ziemlich weit von Stollberg entlegenen Feste zu, und unter dem wachenden Auge des Herrn ging die Arbeit rasch von statten, so daß sie bald zur Vollendung gediehen war. Aber auch Ruprechts Gemüth war in dem Drange der Geschäfte wieder erstarkt; sein kräftiger Geist hatte jene unheimlichen Schauer, die Ernst's Wiederkehr über ihn ausgegossen hatte, von sich abgeschüttelt. Und da jetzt Marie — ohne den Bruder, der, Ruprechts Abneigung gegen ihn und ihren Grund wohl kennend, an Herzog Friedrichs Hofe zurückgeblieben war — in Begleitung Herrn Tannauers nach Stollberg zurückkehrte, so gewann sein Gemüth bald die vorige Zuversicht wieder, und nur selten tauchten die Ereignisse seiner letzten Vergangenheit wie warnende Male aus dem Gewirre von Zerstreuungen auf, in welchen er sein Gedächt-

niß zu betäuben und zu ertödten bemüht war. Als nun aber auch Herr Tannauer, der Aelteste seines in Tirol reich begüterten Hauses und ein Liebling Herzog Otto's, bei ihm um die Hand Mariens anhielt, in deren Herzen das Angedenken an den Schwächling Hartmann schon längst von dem feurigen, kraftvollen Tannauer verdrängt worden war, da stiegen auch wieder Ruprechts Lieblingsgedanken mit erneuertem Reize in seiner Seele empor. Der Gedanke, daß der Name Rossum mit ihm aussterben solle, war ihm zu unerträglich, als daß er ihn für einen Ausspruch des Himmels angesehen hätte. Schon einmal hatte das Glück sich seinen Wünschen fügen müssen, und es sollte noch einmal dazu gezwungen werden. Tannauer war nicht der einzige seines Namens, er hatte Brüder; Ernst konnte Ruprechts Lehen als Tempelherr nicht besitzen, wenn nun Herzog Friedrich, an den sie nach Ruprechts Tode als Mannslehen mit Uebergehung Mariens zufielen, um seiner Gemahlin Agnes, um Ruprechts Verdienste willen gestattete, daß sie an Herrn Tannauer übergingen, so konnte es nicht schwer sein, diesen zur Vertauschung seines Namens mit dem der Rossum zu bewegen, und so war dem alten dürren Stamme ein frisches grünes Reis eingepreßt, und der Name Rossum lebte trotz des Rathschlusses des Himmels durch Jahrhunderte fort. Ruprecht fühlte sich gleichsam verjüngt, als dieser Gedanke in ihm zum Vorsatze geworden war;

er knüpfte sogleich zur Ausführung desselben die nöthigen Unterhandlungen an, und Ernst's Warnung, die Warnungen des eigenen Herzens waren vergessen. So kam die Fastnacht heran und mit ihr der zu Mariens Vermählung festgesetzte Tag. Ruprecht, der eine Vorliebe für Burg Meidenberg gewonnen, und diese Feste zum einstweiligen Wohnsitze des jungen Paares bestimmt hatte, brach dann in den ersten Morgenstunden mit einem fürstlichen Gefolge dahin auf, um die geliebte Braut dem sehnsüchtigen Bräutigam zuzuführen.

Den alten Kuno hatte, so sehr gerne er mitgegangen wäre, um seine geliebte Herrin dem Manne ihres Herzens antrauen zu sehen, sein hohes Alter und die Gicht, mit der er behaftet und deren Anfall er erst vor Kurzem mit Mühe und Noth entgangen war, auf Stellberg zurückzubleiben genöthigt. Er stand noch vor den Thoren der Feste, und sah mit feuchtem Blicke dem festlichen Zuge nach, der, den Roßkogel hinabziehend, so eben in den Krümmungen des Thalweges verschwand, und war gerade im Begriffe, in die Burg zurückzukehren, als plötzlich aus dem Dunkel des Waldes ein Pilger zu ihm trat. Sein aschgraues Gewand, der mit Muscheln verzierte Hut, der Kreuzstab mit der daran befestigten Feldflasche, die mit Staub dichtbedeckten Schuhe, noch mehr aber das bleiche und sichtliche Spuren tiefen Kummers an sich tragende Gesicht

verrieth, daß er eine weite Strecke Weges, vielleicht sogar vom gelobten Lande, herkomme. Wenn überhaupt in jenen frommen Zeiten Gastfreundschaft eine allgemein geübte Tugend war, so wurde sie doch mit verdoppelter Bereitwilligkeit jenen zu Theil. die sich rühmen konnten, Palästina gesehen und am Grabe des Erlösers gebetet zu haben. Auch Kuno stand keinen Augenblick an, den heiligen Mann mit der schuldigen Ehrfurcht zu empfangen, und trotz der eisigen Morgenluft seinen Scheitel eiligst entblößend, begrüßte er den Pilger mit dem gewöhnlichen Gruße jener Zeiten: „Gelobt sei Jesus Christus!" — „In Ewigkeit, Amen!" erwiderte der Pilger, indem er sich bekreuzte; — und nach einer Weile, nach dem Hohlwege hinweisend, in welchem eben die letzten Reiter aus Herrn Ruprechts Gefolge verschwanden, fuhr er fort: „Ist das nicht der Burgherr, der da den Berg hinunterzieht?" — „Ja wohl", entgegnete Kuno, ihm freundlich zunickend, „ja wohl ist es der Burgherr, und er geht einen fröhlichen Gang, denn er führt seine Tochter heute zum Altar. Gott gebe ihnen viele Freude! Aber, frommer Pilgersmann", fuhr er fort, „wenn auch der Burgherr fort ist, Euch soll es darum weder an Herberge noch an Erquickungen fehlen. Kommt nur mit hinein!" —

Mit diesen Worten wollte er in die Burg zurückkehren; der Pilger aber, ihm in den Weg tretend, sprach: „Ich kam nicht um Herberge noch

um Erquickungen hieher. Das Ziel meiner Reise ist nicht mehr fern, und daheim ruht sich's am besten. Aber man sagt mir, hier sei ein Bild, dessen Herstellung die größten Meister zu Schanden mache. Ich bin auch ein Maler; laßt mich das Werk versuchen, vielleicht gelingt es mir." — „Ei! Seid Ihr ein Maler?" versetzte Kuno, indem er befremdet den Pilger näher in's Auge faßte; „hm! Eure Züge sind mir so bekannt, war't Ihr nicht schon einmal hier?" — „Es ist möglich, daß Ihr mich irgendwo gesehen habt", entgegnete der Pilger, „aber führt mich doch zu dem Bilde, wenn's Euch beliebt!" — „Ei!" versetzte der alte Kuno, indem er in Begleitung des Pilgers die Zugbrücke hinschritt, die gleich hinter ihnen sich rasselnd emporhob, „ei — ei, habt Ihr's denn gar so eilig? Ihr werdet doch, bevor Ihr das Werk beginnt, einen Becher echten Firneweins nicht verschmähen, und mir altem Knaben etwas von Euern Abenteuern und Eurer Pilgerfahrt mittheilen. Wenn Ihr den Preis gewinnt, der auf die Herstellung des Bildes gesetzt ist, so sind die paar Stunden Versäumniß ja nicht in Anschlag zu bringen, denn ich sage Euch, es ist ein hoher Preis, ein Becher bis an den Rand mit Goldstücken gefüllt. Darum kommt, und laßt uns eins trinken, ehe Ihr anfangt zu malen. Seht, da ist mein Stübchen, ein recht warmes, freundliches Stübchen, und der Wein — man

kann gar nicht mit Worten sagen, wie gut der Wein ist. Kommt herein! In der Capelle aber ist's kalt und unheimlich, Ihr kommt noch immer zeitig genug hin. Kommt herein!"

Der Pilger aber, Kuno's Reden nicht beachtend, sprach: „Meine Zeit ist gemessen, ich sehne mich nach der Heimat, führt mich zum Bilde!" — „Ei, wenn Ihr's denn nicht anders haben wollt, so habt es denn!" rief Kuno, unmuthig die schon geöffnete Thüre seines Stübchens wieder zuwerfend; „wenn Ihr meinen Wein nicht braucht, mein Wein braucht Euch nicht, ich kann ihn allein auch trinken."

So schritt er durch die öden Gänge und Hallen hin, indem er allerlei von Uebermuth und Thorheit vor sich hinmurmelte; der Pilger aber folgte ihm lautlos nach, bis sie endlich in der Capelle angelangt waren. „Da ist es", sagte Kuno, auf das in der Ecke lehnende Bild hinweisend; „nun seht, wie Ihr damit zurecht kommt." Der Pilger hob das Bild auf, betrachtete es lange, dann aber mit vieler Geschicklichkeit einen Betstuhl als Staffelei benützend, stellte er es im gehörigen Lichte auf, nahm sodann seine Brodtasche ab, aus der er Farben, Pinsel und Palette hervorlangte, und schickte sich jetzt an, die Farben zuzubereiten. Kuno, der erwartet haben mochte, der Pilger werde von ihm über Mancherlei Auskunft begehren, und dies und jenes zu erfahren wünschen, schaute seinem stillen Treiben lange ge-

duldig zu; endlich aber, da er sah, daß der Pilger durchaus keine Rücksicht auf ihn nehme, verließ er ganz unwirsch und verdrießlich die Capelle. „Das ist mir ein störrischer Geselle", murmelte er vor sich hin, indem er in sein Stübchen zurückkehrte, „der könnte einem Gastfreundschaft und allen menschlichen Umgang verleiden; nicht einmal einen Becher Wein mit mir zu leeren. Ein sonderbarer Geselle, das!"

Er beschloß nun, ohne fernere Rücksicht auf den Pilger, dem jedoch zur Mittagszeit in reichlichem Maße Speise und Trank in die Capelle hinaufgeschickt wurde, mit den zu Stollberg zurückgebliebenen Burgleuten das Hochzeitsfest Fräulein Mariens auf das herrlichste zu feiern. Was an Vorrath vorhanden war, wurde aufgetischt, Wein floß in Strömen, und der alte Kuno, die lebendige Chronik des Hauses Rossum, schüttete in unerschöpflicher Fülle, was sein alter Kopf an alten Geschichten, wunderbaren Märchen und Sagen enthielt, nie stockenden Redeflusses in die Gemüther seiner gläubig zuhorchenden Gäste aus. Wie nun das Fest bereits mit dem Morgen angefangen, so endete es auch erst spät am Abend. „Es ist nahe an acht Uhr", sprach der alte Kuno, indem er aufbrach, „laßt uns zur Ruhe gehen, das lange Schwärmen taugt nichts." Und mit diesen Worten seine Handleuchte anzündend, entfernte er sich, während die jüngeren Gäste seinen Rath überhört zu haben schienen und sich

noch nicht von dem rastlos kreisenden Becher loszureißen vermochten.

Der alte Kuno schlich indeß, wie er täglich zu thun pflegte, nach der Burgcapelle, um dort sein Abendgebet zu verrichten. Als er aber vor ihrer Thüre angelangt war, bemerkte er, daß Licht darinnen sei, und jetzt erst erinnerte er sich des Pilgers, und daß er an der Herstellung des Auges Gottes arbeite. Er trat ein; der Pilger saß regungslos vor dem Bilde, zu seiner Seite stand ein angezündetes Altarlicht und sein Mittagsbrot, das aber, wie es schien, unberührt geblieben war. Das Halbdunkel, das der spärliche Schimmer der Kerze verbreitete, schien die Blässe seiner Mienen zum Grauenvollen zu erhöhen, seine Augen waren starr auf das vor ihm aufgestellte Bild geheftet, und die Hände, die Palette, Pinsel und Malerstock hielten, ruhten regungslos in seinem Schooße. Als aber Kuno jetzt, neugierig die Frucht seiner Arbeit zu sehen, sich ihm näherte, stand er rasch auf, und mehr zu sich selbst als zu Kuno sprechend, sagte er: „Es ist vollendet!“ — „Was“, sagte der alte Kuno, rasch hinzutretend, „vollendet? Wie ist das möglich, noch keiner ist so schnell fertig geworden! Vollendet, sagt Ihr?“ Der Pilger aber begnügte sich, schweigend auf das Bild hinzuweisen, und als jetzt Kuno vor demselben stand, sah er, daß der Pilger Wahrheit gesprochen. „Meiner Seele“, rief der Alte bewun=

dernd und staunend aus, „meiner Seele, es ist fertig, kein Pünktchen fehlt, und wie schön, wie herrlich, keiner hat noch so schön gemalt, wenn nur diesmal die Farben aushalten!“ — „Sie werden aushalten“, entgegnete der Pilger, ohne den Blick von dem Bilde zu verwenden. — „Aber sagt mir doch“, fuhr Kuno fort, der das Gemälde jetzt näher in’s Auge gefaßt hatte, „das Bild sieht ja ganz anders aus, als vordem! Von der Gewitterwolke und den Blitzen ist nichts mehr zu sehen; überall ist blauer Himmel, aus dem Engelsköpfe hervorgucken; da ist nichts dunkel und nächtlich düster, und die Strahlen, die von dem Auge ausgehen, verklären Alles mit überirdischem Lichte!“ — „So ist es“, erwiderte der Pilger, „vor dem Auge Gottes ist Alles klar und licht, und die Gewitterwolke mit dem zuckenden Blitze brütet nur um die Herzen der Menschen!“ — Kuno sah befremdet den Pilger mit einem Blicke an, als wollte er sagen: ‚Ich habe Euch nicht verstanden.‘ Da aber der Pilger nicht geneigt schien, seine Rede zu erklären, sondern den wehmüthigen Blick fest auf das Gemälde richtete, so kehrten endlich auch Kuno’s Blicke dahin zurück. „Aber wie, was habt Ihr gemacht?“ rief er jetzt plötzlich staunend aus; „sieht das Auge nicht gerade so aus, als ob es weinte, und an den langen seidnen Wimpern der klare Tropfen da, das ist eine Thräne, und der Blick des Auges ist so trüb, wie sag’ ich

nur, so verschleiert, so feucht, ja ja, es weint, es ist kein Zweifel mehr!" — „Ja, es weint", erwiderte der Pilger, „denn es ist das Auge des Erbarmens, des Mitleids, der Milde. Sein Blick ist der Strahl wiederbelebender Milde und Gnade, nicht der Blitz tödtender Rache." — „Wenn nur die Farben aushalten", sagte Kuno, der seinen Blick von dem Gemälde noch immer nicht abwenden konnte, „wenn nur Ihr den Preis gewönnet, Ihr verdientet ihn vor Allen." — „Der Preis ist gewonnen", sagte der Pilger, der indessen seinen Quersack wieder umgehangen, seine Geräthe zu sich gesteckt, und den Kreuzstab zur Hand genommen hatte, „der Preis ist gewonnen", sagte er, „denn der Liebe entgeht kein Preis!" Kuno aber, der sich jetzt umwendend zu seinem größten Erstaunen den Pilger reisefertig vor sich stehen sah, rief aus: „Wie, was fällt Euch denn bei? Wollt Ihr nicht den Morgen abwarten und den Preis mitnehmen? Was eilt Ihr denn? Und wo wollt Ihr denn hin in der pechfinsteren Nacht?"

Der Pilger war indessen, Kuno's Reden nicht achtend, fortgeschritten; jetzt aber, in dem dunklen Hintergrunde der Capelle angelangt, glaubte Kuno, so weit es die schwache Beleuchtung unterscheiden ließ, ihn noch einmal sich umwenden zu sehen; „ich gehe heim", sprach er, und mit diesen Worten war er in den Schatten des Gewölbes verschwunden. Kuno

stand, zur Bildsäule erstarrt; der Klang, mit dem diese Worte ausgesprochen wurden, war nicht so hohl und tief als die Stimme des Pilgers, die aus seiner Brust dumpf wie aus einem Grabe hervordrang. Jene Worte tönten weich und hell wie Silberglöckchen, und Kuno entsann sich, daß er diese Stimme schon einmal, ja sehr oft gehört habe, aber wann und wo und von wem? wußte er in diesem Augenblicke nicht zu unterscheiden. Es gelang ihm endlich sich zu fassen, und schnell entschlossen nahm er seine Leuchte, und eilte dem Fremden, der die Thüre noch nicht erreicht haben konnte, nach. „He, Pilgersmann, frommer Pilgersmann!“ rief er, indem er durch die wiederhallenden Burggänge so rasch als möglich hinhumpelte, „kommt doch nur zur Besinnung, und laßt Euch nur für diese Nacht beherbergen, Ihr müßt ja Hals und Beine brechen, wenn Ihr jetzt den Berg hinunter steigen wollt.“ Aber nur der Wiederhall antwortete seinem Rufen, der Pilger war nicht zu sehen, und als Kuno jetzt bei dem Burgthore angelangt war, schwur ihm gleichwohl der Thorwärter stein- und beinfest zu, keine lebende Seele habe seit dem Einbruche der Nacht die Burg verlassen, Thor und Pförtchen seien fest verriegelt, und wenn er nicht anders durch Mauern gehen könne, so müsse der Pilger noch in der Burg sein. Auf diese Weisung schritt Kuno auf die Stube der Knechte zu; es war ja möglich, daß der Jubelruf

der noch immer wachen Zecher ihn hineingelockt hätte; allein auch dort hatte man von einem Pilger nichts gehört und gesehen. „So hat er sich entweder in dem weitläufigen Burggebäude verirrt, oder es muß ihm ein Unfall zugestoßen sein", sagte Kuno und befahl einigen der Knechte, sich mit Handleuchten zu versehen, und die Gänge und Hallen zu durchstreifen.

Die Suchenden zerstreuten sich, wie Kuno geheißen hatte, nach verschiedenen Richtungen, aber Alle fanden sich in der Capelle, die man zum Sammelplatze bestimmt hatte, ohne auch nur eine Spur des Pilgers entdeckt zu haben. Als sie nun über dies seltsame Ereigniß erstaunt in einer Ecke des Gewölbes beisammen standen und sich beriethen, fiel zufällig das volle Licht einer Handleuchte auf den weißen Gruftstein, und als Kuno, dem immer sonderbarer zu Muthe wurde, schärfer darauf hinsah, gewahrte er in der Mitte des Steines einen handbreiten Spalt; er trat näher hinzu, man konnte durch den Riß deutlich die Stufen bemerken, die in die Gruft hinabführten, und jetzt fielen ihm mit einem Male die Züge des Malers ein, die ihm so bekannt gewesen waren; er zweifelte nicht mehr, wem jene Stimme angehörte, mit schreckensbleichem Munde rief er: „Frau Bertha!" und sank bewußtlos in die Arme seiner Begleiter.

Indessen war es auf Burg Meidenberg sehr lustig hergegangen, obwohl das herzogliche Ehepaar das Fest nicht, wie man zu glauben Ursache hatte, mit seiner Gegenwart beehrte. Friedrich hielten Regierungsgeschäfte in Wien zurück, und Agnes konnte sich zu einer Trennung von ihrem Gemahl um so weniger entschließen, da sie die Neuvermählten in kurzem bei sich zu sehen erwartete. Dagegen war Ernst erschienen, um alle seine Lieben noch einmal wiederzusehen, ehe er nach Palästina, wohin sein Stand ihn rief, zurückkehrte. Auch waren viele edle Herren und Frauen der Nachbarschaft auf Meidenberg geladen worden, das Fest zu verherrlichen. Als nun die Trauung vorüber und Marie aus einer Rossum zu einer Tannauerin geworden war, begann ein prachtvolles Turnei; manche Lanze wurde zur Ehre der schönen Braut gebrochen, mancher glänzende, weitfunkelnde Harnisch bekam tiefe Schrammen, und oft gingen selbst ihre Träger nicht leer aus. Dann folgte ein Ringstechen; als aber der Tag sich zu neigen begann, da legten die Ritter die Last der Rüstungen ab, und sich zu den Frauen gesellend, begannen sie nun den heitern Streit, in dem Blicke besiegen und Worte statt Streichen fallen und wo die Preise süßer als goldene sind. Endlich aber rief Glockenschall die edlen Gäste zum Bankett.

An einer langen Tafel, fast unter der Last der Gerichte und der kostbaren Trinkgefäße, mit denen sie

beladen war, sich biegend, reihten sich die Anwesenden, wie Zufall und Neigung sie zusammenführte; am oberen Ende der Tafel aber saß das Brautpaar und ihm zur Seite Herr Ruprecht. Der heitere Geist der Freude belebte die ganze Versammlung, überall tönte fröhliche Rede, Gelächter und Lieder erschallten, der Becher kreiste, es wurde immer lauter und lauter, nur das Brautpaar saß still und in sich gekehrt, denn der Mund fließt nur von Fröhlichkeit über, die Freude verschließt ihn. Aber auch Ruprecht, der den ganzen Tag hindurch heiter, ja recht froh gewesen war, war ganz still geworden. Eine düstere Stimmung war über ihn gekommen, und längst verklungene Erinnerungen bestürmten wider seinen Willen seine Seele. So oft sein Blick auf dem blühenden Paare an seiner Seite verweilte, fiel ihm unwillkürlich Frau Bertha ein; eine unerklärliche Sehnsucht nach der Hingeschiedenen erfaßte ihn, so daß ihm fast die Thränen in's Auge traten, wenn er dachte, daß sie ihn so früh verlassen habe und gerade in einem Zeitpunkt, wo er ihrer am meisten bedurft hätte. Wenn er dann auf Ernst hinübersah, der stumm und gedankenvoll vor sich hinschaute, fiel es ihm schmerzlich auf's Herz, daß nun auch er sich losreiße vom Vaterhaus, wie Marie es gethan, daß kein Enkel, der Rossum heiße, jemals in seinen Armen ruhen, daß unwiederbringlich hinstürzen solle, was er mit so vieler Mühe, mit so vielen Aufopfe-

rungen erstrebt hatte. Wohl gedachte er neuerdings seines Vorsatzes, den Eidam zu seinem Sohne zu machen, und nun kamen die Sorgen, ob es gelingen werde, und ob die Schritte, die er diesfalls gethan, bald zu dem erwünschten Ziele führen würden; doch dann fiel ihm auch wieder Agnes ein, wie sie stets sich dankbar gezeigt, und dem Hause, in dem sie aufgewachsen war, liebevoll ergeben gewesen war. So saß er in trübem Nachdenken, er achtete nicht des Geräusches um ihn her.

Mittlerweile aber war es Abend geworden; Dämmerung brach ein, die noch mit Schnee bedeckten Höhen sahen in dem Dunkel blendender als sonst durch die hohen gewölbten Fenster des Saales herein, und einzelne Sterne flimmerten einsam an dem winterlichen Himmel. Ruprecht gedachte nun jenes Abends zu Neustadt, aber er gedachte seiner mit Grauen, und es war ihm, als würde er ihn jetzt, wenn er ihn noch einmal verleben könnte, anders beschließen als damals; dann fiel ihm Frau Bertha wieder ein, und wie sie oft auf seine Schultern gestützt, die blauen Augen bittend zu ihm gewandt, gesagt habe: „Ruprecht, Ruprecht! Glanz ist nicht Glück!" Sein ganzes Leben ging an ihm vorüber, und es war ihm, als wäre es eins von den Märchen, die Frau Bertha so oft ihren Kindern erzählt hatte, nur viel verworrener und grauenhafter.

Indeß hatte die Dienerschaft angefangen den Saal zu beleuchten, und bald strahlten die hohen Fenster hell funkelnd in die immer schwärzer werdende Nacht hinaus. Aber Ruprecht wurde d'rum nicht besser, denn in uns muß es licht sein, daß es um uns hell und freundlich werde; das Gedränge der Leute, das Geräusch der Stimmen, das Gewimmel um ihn her war ihm unerträglich geworden; er befahl einem Diener, daß man ohne Aufsehen sein Roß satteln solle, er werde in kurzer Zeit und in nur geringer Begleitung Meidenberg verlassen und nach Stollberg heimkehren.

Das Bankett war seinem Ende nahe, und man schickte sich an, in den stattlich erleuchteten Gemächern den Hochzeitsreihen zu beginnen, als plötzlich der Thorwart mit Hornesruf die Ankunft eines Fremden verkündete. Man erschöpfte sich in Vermuthungen, wer es sein könnte, ein Reisender oder ein Gast, der sich verspätet hatte, als jetzt die Thüre des Saales sich öffnete und der Ankömmling hereintrat. Es war Berchthold vom Emmenberg, einer der Kämmerlinge Herzog Friedrichs; er erwiderte, die Länge des Saales hinschreitend, die zahlreichen Grüße, mit denen er von seinen anwesenden Freunden empfangen wurde, so flüchtig als ihm nur immer möglich war, jetzt aber, am oberen Ende des Saales und beim Brautpaare angelangt, verneigte er sich ehrfurchtsvoll vor Frau Marie und begann also:

„Meine erlauchte Gebieterin, Herzogin Agnes, läßt ihre herzgeliebte Freundin Frau Marie Tannauer grüßen und küssen, und sendet ihr zum freundlichen Andenken ein kleines Brautgeschenk." Mit diesen Worten überreichte Emmenberg Marien ein niedliches rothsammtenes Kästchen, indem er hinzusetzte: „Wenn es auch spät kömmt", sagte die erlauchte Herrin, „so wird es ihr doch willkommen sein, weil es von mir kömmt." Frau Marie war im Begriffe, dem freundlichen Gesandten ihrer Freundin einige verbindliche Worte zu sagen, aber ein Blick, den sie auf das Kästchen in ihren Händen warf, beraubte sie aller Fassung und machte sie verstummen. Ihre Wangen wurden purpurroth, wie der Sammt des Kästchens, und Emmenberg entfernte sich, ein Lächeln mit Mühe verbergend, während Herr Tannauer mit leuchtenden Augen die bräutliche Jungfrau in seine Arme schloß. Das Kästchen war nämlich so künstlich geformt, daß es eine Wiege vorstellte, in der unter rothsammtener Hülle ein goldenes Kindlein lag; als man aber den Kopf des Kindleins berührte, sprang der Deckel des Kästchens auf, und ein von köstlichen Steinen funkelndes Geschmeide zeigte sich Marien und der neugierigen Menge, die sich schnell um sie versammelte. Während aber Marie in holder Verwirrung, und zugleich vor Freude und mädchenhafter Scheu erröthend wie eine Damascenerrose, alle diese Herrlichkeiten betrachtete,

war Emmenberg grüßend zu Herrn Ruprecht getreten und hub also an: „Mein erlauchter Herr und Herzog bietet Euch Gruß und Handschlag und sendet Euch dies, damit auch er sein Scherflein beitrage zur Feier dieses Freudentages.“ Und mit diesen Worten zog er aus einer mit Gold reich verzierten Scheide einen goldenen Stab hervor und legte denselben mit einem versiegelten Schreiben vor Ruprecht hin. Diesem aber, als er den Stab erblickte, stieg das Blut in's Gesicht, seine Augen leuchteten, er sprang hastig vom Stuhle auf und griff nach dem Stabe, den er aufmerksam betrachtete. Indeß waren mehrere der anwesenden Gäste, meist Landesherren der Steiermark, aufgestanden und zu Herrn Ruprecht neugierig hingetreten, selbst der Kreis, der sich um das Brautpaar gebildet hatte, löste sich, und Marie, Herr Tannauer und Ernst umstanden, nicht minder gespannt als die übrigen, den Vater. Dieser aber legte nach einer Weile den Stab wieder schweigend vor sich hin. „Laßt uns den Willen unsers erlauchten Herrn vernehmen“, sagte er, indem er das Schreiben ergriff. Er erkannte in der Aufschrift die Hand Herzog Friedrichs, seine Hände bebten, er zögerte eine Weile, das Siegel zu erbrechen, endlich that er es. „Mein lieber Getreuer“, fing er an, als wolle er die Zuschrift vorlesen, aber seine Blicke waren schneller als seine Zunge. Er legte den Brief nieder, und den goldenen Stab ergreifend, rief er mit blitzen=

den Augen und jubelnder Stimme: „Rossum ist, was es war, ich bin Marschalk der Steiermark!“ — Da ertönten von allen Seiten laute Glückwünsche, der Saal, kaum todtenstill und geräuschlos wie eine Gruft, wiederhallte mit einem Male von dem verworrenen Gebrause der Stimmen, Marie sank schluchzend an des Vaters Brust, Ernst drückte ihm schweigend die Hand. Ruprecht aber hatte nicht einen Augenblick seine Fassung verloren; er schwieg, aber sein Blick haftete lang auf Herrn Tannauer, und kaum auf der vorletzten Stufe angelangt, dachte er schon die allerletzte zu erklimmen. Nach einer Weile aber griff er wieder nach dem Schreiben des Herzogs, um es, was er in dem Drange seiner Freude nicht gekonnt hatte, zu Ende zu lesen. Er entfaltete das Blatt, aber in demselben Augenblicke rief er: „Wer löscht die Lichter aus? Welch unzeitiger Scherz!“ — „Was sagt Ihr, die Lichter?“ fragte Marie, die ihm zunächst stand. Aber Ruprecht rief mit zorniger Geberde: „Zündet die Lichter wieder an. Treibt keine Narrenspossen!“ — „Mein Gott“, sagte Ernst besorgt hinzutretend, „die Lichter brennen hell!“ — „Willst auch Du mich narren?“ schrie Ruprecht, mit dem Fuße stampfend; „Licht her, sag' ich, Licht! Ist's jetzt Zeit zu Fastnachtsstreichen?“ Herr Tannauer aber hatte von einem Armleuchter eine brennende Kerze herabgerissen, und sie nun Ruprecht hinreichend, sprach er: „Hier ist Licht!“ —

„Wo, wo?“ fragte Herr Ruprecht, sich von ihm abwendend. — „Gerechter Gott, er ist blind!“ rief Marie, und sank mit einem Schrei des Entsetzens bewußtlos auf den Estrich hin. Herr Ruprecht aber war in seinen Stuhl zurückgesunken, sein Antlitz war todtenbleich, die weißen Haare hingen wirr um seine Schläfe, und halb außer sich preßte er die zitternden Hände vor die erloschenen Augen.

Alles ringsum war todtenstill, und das Aechzen Mariens, die noch immer mit der Ohnmacht rang, tönte wie das Stöhnen einer Sterbenden durch den weiten Saal. Ernst aber, der seine Fassung am ersten wieder gewonnen hatte, trat zu Herrn Ruprecht und sich liebevoll über ihn hinbeugend sagte er: „Vater, beruhigt Euch, es ist nur vorübergehend; die plötzliche große Freude, ein starker Schwindel hat euch umnebelt.“ Ruprecht aber, dieser Worte nicht achtend, hatte die Hände von den starren, ewig dunklen Augen weggezogen, und nach einer Weile hub er mit hohler, zitternder Stimme an: „Blind, sagt Ihr, blind. Ihr Thoren! ich bin nicht blind, nein, ich sehe, ein blutiges Auge sehe ich, ganz deutlich sehe ich's, wie es schmerzlich mit den Wimpern zuckt, wie das Blut in Strömen herniederfließt; Blut, sage ich? Nein, es ist Lava, es brennt, es blendet mich! fort! fort! Ich will Dich nicht sehen, ich will blind sein!“ — „Beruhigt Euch doch, Vater!“ sagte Ernst, die eigene heftige Bewegung zu unter=

drücken bemüht; „verscheucht diese Bilder aufgeregter Erinnerung, sammelt Euch!“ — Ruprecht aber schien seine begütigenden Worte nicht zu hören. „Wehe!“ schrie er jetzt mit einem Male furchtbar kreischend auf, „wehe! das Auge fängt an zu flammen, immer feuriger kreist es, immer glühender; die Flammen lecken nach mir, jetzt öffnet sich's wie ein grundloser Rachen, und überall nur Gluth und Gluth, weh, es ist die Hölle! — O, sie ist furchtbar!“ — Noch einmal bemühte sich Ernst, den Vater zu beruhigen, dessen Reden immer gräulicher, dessen Geberden immer drohender wurden. Ernst konnte bei solchem Anblick seine Thränen nicht mehr zurückhalten, Ruprecht aber, plötzlich aufspringend, rief mit der Stimme eines Rasenden: „Gebt mir meinen Stab, meinen Stab her, sage ich! Ich bin Marschalk der Steiermark, was geht mich die Hölle an, und wenn mich tausend Mehrenberge hineinziehen wollten, ich bin Marschalk! Meinen Stab her — fort mit Euch, ich bin Marschalk, fort, fort!“ — Mit diesen Worten machte er eine Bewegung gegen die Saalthür. Tannauer, in dessen Armen Marie noch immer bewußtlos ruhte, rief, es bemerkend: „Haltet, haltet ihn!“ Wirklich wollten auch Einige sich Ruprechts bemächtigen. Dieser aber, mit Riesenkraft sich losmachend, riß sein Schwert aus der Scheide und es in furchtbaren Kreisen um sich her schwingend, rief er unaufhörlich: „Fort mit Euch, Gesindel, fort mit Euch, ich will nicht

in die Hölle!" Ernst dagegen, bereits von dem Schwerte seines Vaters verwundet und zurückzuweichen genöthigt, rief den Uebrigen rastlos zu: „Haltet ihn, haltet ihn!" Diese aber, wenig geneigt, von einem Rasenden sich verwunden zu lassen, thaten nicht mehr, als emsig den Ruf wiederholen, so daß Ruprecht trotz des Gedränges ungehindert die Saalthür erreichte. Er warf sie hinter sich zu, und die wohlbekannte Treppe mehr hinunter taumelnd als steigend, war er bald im Burghofe angelangt. Er rief mit Donnerstimme nach seinem Rosse; die Knechte, nichts von dem Vorgegangenen ahnend, führten es ihm vor. Er schwang sich in den Sattel, und noch ehe seine Begleitung sich beritten machen konnte, hatte er seinem Rosse die Sporen gegeben, und sprengte in Windeslauf zum Thore hinaus. In diesem Augenblicke erschien Ernst im Burghofe. „Die Zugbrücke hinauf!" rief er, aber es war zu spät, Ruprecht war schon über sie hinaus, und in dem Dunkel der Nacht den Blicken der Nacheilenden entschwunden. —

Auf der Straße von Meidenberg nach Leoben aber geht der Weg eine Zeit lang an einem Abgrunde hin, in dessen Tiefen ein Bach den grünen Fluthen der Mur zueilt. Als nun die Ruprecht Nacheilenden wenige Berittene in Eile zusammengerafft und mit Fackeln versehen, Ernst an ihrer Spitze, jener Tiefe sich näherten, war es ihnen, als

wenn es unten röchelte und stöhnte. Ernst hielt sein Roß einen Augenblick an, und der Klagelaut drang vernehmlicher zu ihm empor. „Es ist geschehen", sagte er mit tiefem Schmerze, „sein Schicksal hat ihn ereilt, ehe wir es konnten." Er sprang nun vom Pferde, und während er einen seiner Begleiter um Hilfe nach Meidenberg zurücksandte, stieg er mit den übrigen in die Tiefe hinab. Es war, wie er geahnt hatte.

Herr Ruprecht lag unter der Wucht des zerschmetterten Rosses wie begraben, mit Blut überströmt und besinnungslos da. Der Sturz hatte ihn fast unkenntlich gemacht; an Rettung war nicht mehr zu denken. Er wurde mit eiligst herbeigebrachten Seilen aus der Tiefe emporgezogen, und sodann auf einer Bahre nach Meidenberg zurückgeschafft. Man glaubte mehrmals, er würde unterwegs verscheiden. Als man aber im Burghofe angelangt war, schien ihm für einen Augenblick die Besinnung wiederzukehren. Er versuchte sich zu erheben, eine Art von Lächeln schwebte über die entstellten Züge. „Freundliches blaues Auge, blauer Himmel, Sonnenschein, Regenbogen!" stammelte er, „nichts mehr von Blut und Graus und Hölle — freundliches blaues Auge, Bertha's Auge!" — Er sank zurück und war verschieden! — Ernst aber, der an seiner Seite betend kniete und die erstarrenden Hände des Vaters mit heißen Thränen überströmt

hatte, stand jetzt auf, und den weißen Templermantel mit dem rothen Kreuze über die Leiche hinbreitend, sprach er: „Er ruhe in Frieden!“

So starb das Haus Rossum aus, sein Schild wurde abwärts gekehrt und sein Name ist verschollen; doch die Farben des Auges Gottes, wie es der Pilger zu Stollberg hergestellt hatte, verblichen nicht, und dauerten aus noch durch viele Jahre. Ernst aber und Marie erblindeten kurze Zeit nach Herrn Ruprechts Tod, und auch die Kinder und Kindeskinder der letzteren mußten die Schuld ihres Ahnherrn büßen, wie ihnen verheißen war, bis in's dreizehnte Glied.

Zwei Aufsätze

über

Brevio's Novellen

von der Erbärmlichkeit des menschlichen Lebens.

I.*)

Giovanni Brevio, seiner Herkunft nach ein Venetianer, lebte um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts und gehörte dem geistlichen Stande an. Ob er, wie einige behaupten, Domherr zu Ceneda gewesen, muß dahingestellt bleiben; gewiß ist es, daß er als ein angesehener Prälat häufig und mit Vorliebe zu Rom verweilte, und daß er als Schriftsteller der Reinheit seiner Sprache und der Eleganz seiner Schreibweise wegen von den Autoritäten seiner Zeit, Berni, Bembo, Guidiccioni, sogar von dem berüchtigten Pamphletisten Aretin anerkannt und geschätzt wurde.

Was die Werke Brevio's betrifft, so scheint sein „Trattato della creanza de' Prelati", eine Abhandlung, die Aretin sehr schätzte und zu deren

*) (Aus dem sechsten Bande des Jahrbuches für romanische und englische Literatur wieder abgedruckt.)

Veröffentlichung er den Verfasser dringend aufforderte, verloren gegangen zu sein; dagegen sind uns von den Briefen Brevio's mehrere in verschiedenen Briefsammlungen erhalten. Seine poetischen Werke sind unter dem Titel: „Rime e Prose volgari di monsign. Gio. Brevio, per Antonio Blado Asulano“, Roma 1545, gesammelt im Druck erschienen. Die Sammlung enthält seine Gedichte (Rime), dann sechs Novellen, welche sich allerdings durch Reinheit und Eleganz der Sprache auszeichnen, aber mitunter höchst anstößige und daher für einen Geistlichen, wenigstens nach den Begriffen unserer Tage, um so weniger zukömmliche Stoffe behandeln; ferner eine auch schon früher mehrmals im Druck erschienene Uebersetzung der von Isokrates an den König Nicocles gerichteten Abhandlung über die Aufgabe und die Pflichten der Herrscher, endlich einen discurso della vita tranquilla, und einen andern della miseria umana, welchem letzteren sich vier kleine Novellen, die man heutzutage Anekdoten nennen würde, anschließen.

Brevio's Rime e Prose volgari haben seit jener ersten keine neue Auflage mehr erlebt; das Buch ist daher eine nur Wenigen zugängliche Seltenheit geworden. Anders verhält es sich mit den darin enthaltenen sechs Novellen; diese letzteren zogen bald nach ihrem Erscheinen dadurch die Aufmerksamkeit auf sich, daß bezüglich der einen, welche das Erden-

wallen und die Heirath des Höllenfürsten Belfagor behandelt, die Behauptung aufgestellt wurde, nicht Brevio, sondern Machiavelli sei ihr Verfasser, eine Controverse, die selbst heute noch nicht entschieden ist, und wohl auch kaum jemals zu einem endgiltigen Abschlusse gelangen dürfte. Zudem wurde die Mehrzahl dieser Novellen von Sansovino in die verschiedenen Ausgaben seiner Cento novelle aufgenommen, und endlich besorgte Giovita Scalvini unter dem Pseudonym Dionisio Pedagogo eine neue vollständige Ausgabe derselben, welche im Jahre 1819 zu Mailand unter dem Titel: „Novelle di Monsign. Giovanni Brevio, edizione formata sulla rarissima di Roma, per Antonio Blado Asulano del 1545“, s. l. 1799, erschienen ist.

Vier Jahre später gab Giuseppe Monico, obwohl nur in einer sehr geringen Anzahl von Exemplaren, auch die vier kleinen von Brevio seinem discurso della miseria umana beigefügten Novellen unter dem Titel heraus: „Quattro novelle di M. Giovanni Brevio intitolate della miseria umana, ora per la prima volta riprodotte, cavate dalla rarissima edizione di Antonio Blado Asulano“, Roma 1545, Treviso, Antonio Paluello, 1823. Gamba bezeichnet in seiner Bibliographie der italienischen Novellen diese vier Stücke als beiweitem weniger wichtig, als die früher erwähnten sechs umfangreichen Novellen; allein gerade diese vier No=

vellen sind es, die in cultur= wie in literarhistori=
scher Beziehung zu näherer Erwägung auffordern.

Brevio eröffnet seinen Trattato della miseria umana mit der Betrachtung, daß der Mensch eigent=
lich viel schlechter daran sei als das Thier, indem dies von Geburt an in seinen Eigenschaften ent=
sprechenden Verhältnissen sich befinde, wo jener, nackt und hilflos geboren, sich weder zu bergen, noch seine Nahrung zu suchen verstehe, und nichts als etwa zu weinen vermöge, eine traurige Vorbedeutung des Elends und der vielfachen Leiden, die ihm im Leben bevorständen. Er weiset ferner darauf hin, wie viele verkrüppelt, blind, stumm oder blödsinnig ge=
boren würden, und wie oft die Natur dort, wo sie die herrlichsten und reichsten Geistesgaben verliehen habe, doch zugleich grausam die Mittel versage, diese Begabung geltend zu machen; er zählt die Gefahren her, mit denen die Elemente, der Krieg, zahllose und mitunter unheilbare Krankheiten das Leben des Menschen verbittern und bedrohen, und beschließt die Aufzählung aller dieser Quellen menschlichen Elends, indem er die Qualen hervorhebt, die der Mensch durch seine Leidenschaften andern und sich selbst be=
reitet; wie Ehrgeiz, Habsucht, zügellose Begierde zu Gewaltthaten aller Art hinreißen, ja wie Einigen von der Natur und ihren Sternen sogar in bestia=
lischem Zorn und cannibalischen Gelüsten gegen sich selbst und ihr eigenes Blut zu wüthen verhängt sei.

Diesen kurzen, aber im Detail mit vieler Schärfe und Bitterkeit ausgeführten Entwickelungen schließen sich unmittelbar die vier Novelleten an, offenbar um als Belege für die Richtigkeit der Weltanschauung des Verfassers zu dienen.

Obgleich nun die erste und vierte dieser Novellen, mit Gräueln aller Art angefüllt, die Nachtseiten der menschlichen Natur vollkommen genügend ausbeuten, so erscheinen doch die zweite und dritte durch die Art und Weise der Behandlung des Stoffes noch beiweitem merkwürdiger. Sie folgen hier in wortgetreuer Uebersetzung, da bei dem Lapidarstile, den der Verfasser für diese Novelleten ohne Zweifel absichtlich wählte, ihm nachzuerzählen kaum weniger Raum erfordern dürfte.

„Auf einem der Schlösser des Vicariates von Sinigaglia, einer Stadt in der Mark Ancona, lebte ein Ehepaar, welches drei Kinder besaß, deren ältestes acht, das zweite aber sieben Jahre alt war. Dem ältesten hatte der Vater ein Lamm geschenkt, welchem der Knabe ein Glöckchen am Halse befestigte, und das er, wohin er auch ging, hinter sich herführte. Nun begab es sich, daß, sei es nun aus Neid oder Tücke, vielleicht nur aus Einfalt, dem

jüngeren Bruder das Gelüste ankam, das Lamm zu schlachten. Er fragte demnach den Bruder: „Wollen wir dein Lämmchen nicht abkehlen?“ worauf dieser aber mit Nein! antwortete, und erklärte, daß er um keinen Preis zugeben wolle, daß es sterbe. Diese und andere ähnliche Worte waren zu wiederholten Malen zwischen ihnen gewechselt worden; eines Tages aber, während beide Brüder in dem Hofraum des Hauses sich befanden und der ältere mit seinem Lamme spielte, sprang der jüngere die Treppe hinauf, ergriff ein Messer und stieß es dem Lamme, ehe sein Bruder sich dessen versah, in die Kehle, worauf das arme Thier, einen lauten Schrei ausstoßend, alsbald verendete. Der Aeltere, auf diesen Schrei emporfahrend und den Bruder mit dem blutigen Messer in der Hand vor sich sehend, ging diesem sogleich mit einem andern Messer, das ihm zur Seite lag, zu Leibe und verwundete ihn gefährlich, und dieser wieder ihn, indem sie beide schrieen und sich gegenseitig tödtlich verletzten. Ihre Mutter stand in der Küche beim Feuer und machte in einem Kessel Wasser sieden, um damit ihr Linnenzeug zu waschen, wobei sie die Wiege zur Seite stehen hatte, in der ihr jüngstes Knäbchen schlief. Als sie nun durch das

Geschrei der Knaben im Hofe erschreckt, sich in Eile aufmachen wollte, um nachzusehen, was zu solchem Lärm Anlaß gebe, faßte ihre Schürze, aus Zufall oder aus bösem Geschick, einen der Henkel des Kessels, so daß das bereits siedende Wasser sich über Leib und Kopf des schlafenden Kindes ergoß und es jämmerlich verbrühte. In den Hof getreten sah die unglückliche Mutter dort die beiden Knaben todt auf der Erde hingestreckt, und fand, in die Küche zurückgekehrt, gleicherweise auch den dritten vom Leben geschieden, worauf sie, von rasendem Schmerze überwältigt, in der Verzweiflung einen Strick ergriff, ihn an einem Balken befestigte und die Schlinge, die sie daraus bereitet, sich um den Hals legend einen Schemel bestieg, den sie dann mit den Füßen fortstieß, und so in den Lüften schwebend hängen blieb. Bald darauf kehrte ihr Gatte nach Hause zurück, und als er im Hofe die beiden Knaben mit dem Lamme todt hingestreckt, das dritte Kind in der Wiege verbrüht, seine Frau aber erhenkt fand, stürzte er vor Schreck und Entsetzen todt zur Erde."

Die nächstfolgende Novelle eröffnet der Verfasser mit diesen Worten:

„Noch viel grauenvoller aber ist, nach meiner Ansicht, was ich jetzt zu erzählen beabsichtige.

Vor wenig Jahren lebte zu Florenz ein Mann, der ein Mädchen von beiläufig vier Jahren oder etwas darüber und ein Knäbchen von einem Jahre hatte, welches letztere er und seine Frau, wie Eltern zu thun pflegen, häufig in Gegenwart des kleinen Mädchens auf den Arm nahmen, mit ihm spielten und schäkerten, und bisweilen, indem sie das Mündchen des Kindes umfaßten und es seiner Schwester zeigten, lachend zu ihr sagten: „Ein solches Mündchen hast du doch nicht!" wobei sie das Knäbchen zärtlich küßten. Da nun Vater und Mutter dieses Spiel vor der Kleinen mehrmals wiederholten, erwachte in dieser der eifersüchtige Argwohn, sie werde von ihren Eltern weniger geliebt, als dies bei ihrem Brüderchen der Fall zu sein scheine, weil sie nicht sein Mündchen habe. Als sie nun eines Tages mit dem Bruder allein im Hause zurückgeblieben war, ergriff sie ein Federmesser und schnitt dem Kinde die Lippen weg, worüber das Kind sogleich starb. Der Vater aber, der nach Hause

kommend und das Kind todt findend, von der Kleinen, die nicht zu läugnen vermochte, den Vorgang erfahren hatte, tödtete sie unverweilt mit eigener Hand. Wie nun die Mutter, die mittlerweile mit einer Gevatterin in der Nachbarschaft verkehrt hatte, dazu kam, bedrohte sie ihr Gatte nicht nur und warf ihr vor, daß ihr Mangel an Vorsicht und Sorgfalt Schuld trage, daß die Kleine das Knäbchen umgebracht, sondern stieß ihr, sie ergreifend, das Messer in den Hals und schnitt ihr unbarmherzig die Gurgel ab, worauf er von Zorn und Wuth überwältigt, augenblicklich die Klinge in das eigene Herz bohrend, sich selbst erstach."

Es wird nicht in Abrede gestellt werden können, daß die Nichtigkeit menschlicher Zustände, die geheimnißvolle Tücke des Zufalls und die dämonische Gewalt der Leidenschaft, die in einem unbewachten Augenblick wie Lawinensturz das Lebensglück ganzer Familien zu vernichten vermag, in diesen Novellen je wortkarger, um so eindringlicher und mit solcher Bitterkeit und Schärfe geschildert sind, daß es fast unmöglich scheint, in dem Gebiete der Novellenliteratur alter und neuer Zeit ein ihnen ebenbür-

tiges Seitenstück aufzuweisen. Gleichwohl liegt ein solches ganz nahe und möchte sogar, wie aus dem nachfolgenden Auszuge hervorgehen dürfte, Brevio's Novellen noch überbieten.

Ein Bauer zählt in seinem Stübchen ein Häuflein sauer erworbener Thalerscheine nach, die er zum Ankauf einer Kuh bestimmt hat; seine Frau und sein Knecht sollen sie ihm heimbringen. Er erwartet sie mit Ungeduld und tritt endlich, um nach den Zögernden auszublicken, vor die Hausthüre, nachdem er früher am Lichte ein Zeitungsblatt angesteckt und damit seine Pfeife angebrannt hat. Sein Knäblein, von dem Aufflammen des Zeitungsblattes ergötzt, benutzt seine Abwesenheit, sich das Vergnügen dieses Anblicks dadurch wiederholt zu gewähren, daß es die auf dem Tische liegen gebliebenen Thalerscheine Stück für Stück verbrennt. Der Vater kehrt zurück und schleudert in blinder Wuth das Kind an die Wand, an der es mit zerschmettertem Schädel liegen bleibt. In diesem Augenblicke läßt sich draußen das Gebrüll der Kuh hören, mit der die Frau und der Knecht endlich angekommen sind. In

rathloser Verzweiflung eilt der Bauer auf den Dachboden und erhenkt sich. In die Stube getreten bricht die Frau bei dem Anblick des todten Kindes ohnmächtig zusammen. Der Knecht ruft und sucht nach dem Bauer, ergreift endlich das Licht, klimmt, von dem Hute, der dem Bauer entfiel, auf die rechte Fährte gebracht, die Leiter zum Dachboden hinan und geräth zwischen die Beine des Erhenkten, die er an den Messingschnallen der Schuhe für jene des Bauern erkennt. Entsetzt stürzt er die Leiter hinab und bricht das Genick, während das Licht, ihm entfallend, einen Haufen Stroh in Brand setzt, welcher um sich greifend das Haus, die Leichen des Kindes, des Bauers, des Knechtes, die ohnmächtige Frau und sogar die Kuh verzehrt, die nach der Art dieser Thiere ins Feuer hineinläuft.

Der Verfasser dieser Novelle, „die Kuh“ betitelt, ist Friedrich Hebbel, der allerdings den Stoff künstlerischer aufgefaßt, die Charaktere sorgfältiger durchgeführt und die Motive feiner ausgearbeitet hat als dies bei Brevio's Novellen der Fall ist, gleichwohl aber in Beziehung auf den versöhnungslosen Pessimismus und auf die grausame Consequenz

in dem Zusammenwirken von Zufall und Schuld, die er seiner Erzählung aufprägt, sich völlig auf den Standpunkt der Weltanschauung stellt, den Brevio vor 300 Jahren eingenommen. Selbst darin kommen Beide überein, daß sie sich in der Darstellung nicht nur der unbedingtesten Objectivität befleißen, sondern darin auch so weit gehen, daß der Leser, sobald er des ersten zerquetschenden Eindrucks der Begebenheit Herr geworden, vergebens auch nur nach einer Andeutung sucht, wie dem Erzähler oder überhaupt nur irgend Jemand kund werden konnte, welches entsetzliche Verhängniß alle die Leichen hingeschlachtet habe, die ihre Erzählungen vor uns aufhäufen.

Gleichwohl würde sich jeder im Irrthume befinden, der auf diesen Umstand hin schließen wollte, daß Hebbel Brevio's Novellen gekannt und aus ihnen die Anregung zur Erfindung der seinigen geschöpft habe. Hebbel hat sich allerdings einige Jahre in Italien aufgehalten, allein die Originalausgabe von Brevio's „Rime e Prose volgari“, Roma 1545, ist eine so große Seltenheit, und auch die von Giuseppe Monico besorgte Ausgabe seiner „Novelle della miseria umana“, Treviso 1823, erschien in einer so geringen Anzahl von Exemplaren, daß kaum vorausgesetzt werden darf, daß Hebbel die eine oder die andere gekannt habe. Im Gegentheil spricht der Anschein dafür, daß ebenso wie

ohne Zweifel Brevio's Novellen mehr oder weniger wirkliche Begebenheiten zu Grunde liegen, auch Hebbel in einem thatsächlichen Ereignisse, höchst wahrscheinlich in dem Feuerwerk, zu welchem das arglose Kind die Thalerscheine des Vaters benutzt, die Anregung und den Ausgangspunkt zu seiner Schöpfung gefunden habe.

Allerdings mag es befremden, daß Monsign. Brevio, der katholische Prälat, und Friedrich Hebbel, der Gönner der Schopenhauer'schen Philosophie, sich auf demselben Felde begegnen, und so entschieden in gleicher Richtung nach dem gleichen Ziele hinarbeiten, allein auch dieses Befremden dürfte schwinden, wenn erwogen wird, daß dem einen wie dem andern, wie verschieden auch ihre Standpunkte der Weltanschauung ohne Zweifel gewesen, doch wenigstens die Durchführung dieses einen Themas gleichmäßig nahe lag, denn der Spiritualismus des Christenthums wie die Nirvanalehre der Inder beruht zuletzt auf keinem andern Grunde, als auf der Einsicht in den raschen Umschwung und Wechsel der menschlichen Geschicke und auf der Ueberzeugung von der Nichtigkeit alles Irdischen. Um nachzuweisen, daß weder Brevio noch Hebbel mit der ihren Novellen zu Grunde liegenden Tendenz allein stehen, dürfte es genügen, an das Buch Hiob und an die Alten zu erinnern; denn auch diesen letzteren ist die Erkenntniß der Nichtigkeit des Irdischen und des

Elends des menschlichen Lebens nicht fremd geblieben, nur daß ihr Schönheitssinn einerseits verschmähte, sie mit so realistischem Detail nachzuweisen, wie dies Brevio und Hebbel gethan, und daß sie andererseits die Verwickelungen des menschlichen Lebens zunächst und vorzugsweise von ihrer tragischen Seite in Betracht zogen. Sophokles faßt Alles, was in dieser Beziehung darüber in seiner Zeit sich sagen ließ, in dem einen Vers zusammen:

Der Loose höchstes ist, nicht geboren sein.
(Oedip. Kol. v. 1288.)

II.*)

Der vorhergehende Aufsatz über Brevio's Novellen von der Erbärmlichkeit des menschlichen Lebens hebt die auffallende Formähnlichkeit hervor, in welcher Brevio vor mehr als dreihundert Jahren und Hebbel in unserer Zeit ihrer pessimistischen Weltanschauung Ausdruck gaben. Die vor kurzem erfolgte Veröffentlichung einer handschriftlichen Familienchronik durch den Druck bietet nun Anlaß, dieselben Novellen Brevio's von anderer Seite her neuerdings in Betracht zu ziehen, und sie mit gleichartigen und gleichzeitigen deutschen Aufzeichnungen zu vergleichen. Die zu dieser Untersuchung auffordernde Familienchronik ist die bekannte Zimmerische Chronik, welche durch Dr. Barack auf Kosten des literarischen Vereines zu Stuttgart herausgegeben

*) (Bisher ungedruckt.)

zu Tübingen 1869 in vier Bänden erschienen ist, und welche im zweiten Bande S. 221—23 zwei Erzählungen enthält, die sich zu Brevio's Novelle II., wie solche im sechsten Bande des Jahrbuches für romanische und englische Literatur mitgetheilt wurde, wie ältere Geschwister, wenn nicht gar wie Eltern zum Kinde zu verhalten scheinen.

Diese Erzählungen lauten wortgetreu also:

Umb die zeit, *)........., do hat sich ein erschrockenliche that zu Hechingen begeben. Es hat ain metzger daselbst, so unfer von der kirchen gesessen, uf ain zeit ein kalb vor seiner behausung gestochen und gemetzget. Indess hat der messner, als ain priester in der kirchen mess gehapt und elevirt, klinglt. Der metzger, wie dann ainest vor jaren mehr andacht in der welt gewest, dann laider iezo beschicht, lauft der kirchen zu. Darin verhundert er sich so lang, das hiezwischen seiner söne zwen, waren ieder über acht jar nit alt, mit ainandern sprachten von metzgen, und wie sie dann mehrmals gesehen iren vatter das vich stechen, also überredt der ein knab sein brue-

*) D. i. um die Zeit, als der Geist eines abgeschiedenen Herrn Schmeller von Ringingen Spuk getrieben, ein Ereigniß, das die Chronik etwas unbestimmt als einige Jahre vor 1508, also um das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts stattgehabt anzunehmen scheint.

der, dass er sich auch uf den schragen nider leget. Den selbigen stach er. Wie nun der knab heftig anfacht, wie billich, zu schreien und blueten, aber gleiwol baldt darauf verschiede, so badet ohne alle geschicht und zu unfahl der knaben muetter ein junges kindt im haus. Die erhört das geschrai baider knaben vorm haus, lauft eilends herauss, den jamer zu stillen, aber es war zu spat. Interim vergist die guet frau ires jungen kinds im badt, und dieweil sonst niemands im haus, der desshalben zugesehen, do ertrinkt dasselbig auch. Der metzger kompt usser der kirchen, ersicht das gross herzlaidt. Das bekommert in so hoch, das er angesichts aller umbstendt mit ainem brottmesser sich entleibet. Die betruebt muetter wardt verhuetet etlich zeit, damit sie ir nit auch den todt anthete. Die stiftet über etlich zeit hernach ein ewig liecht geen Stetten ins closter, zu langwiriger gedechtnuss der sahen. Aber der knab, so sein brueder also, wie oblaut, entleibt, der wardt von dem alten graf Jos Niclausen von Zollern diser begangnen that halben fengclichen eingezogen und fur recht gestellt und peinlichen beclagt. Also nach erwegung aller umbstende do legten die richter dem knaben ain glitzenden newen goldtguldin fur und darneben ein schönen grossen epfel, darunder gaben sie im

die wal. Also usser ingeben des glücks do name der knab den epfel; domit bewis er sein kundtheit und unverstandt und erhielt im auch damit selbs das leben und das der dolus malus bei im entschuldiget wardt; kam also mit dem leben darvon. Er ist hernach verschifftet worden, das man grundtlichen nit wissen mag, wohin er kommen, aber wol zu achten, er sei auch umb den bronnen gangen.

Fast ain gleichformige historiam haben wir, so bei wenig jaren, circa annum domini 1520, unfer von der statt Bremen in ainem stettlin, dem stift gehörig, beschehen. Alda auch ain metzger gewonet, der het zwen junger söne; die sachen einsmals umb fassnachtzeit iren vatter die schwein stechen und wurst machen; sprach der ain zu seim brueder: „Lieber, leg dich nider, ich will dich auch stechen und wurst aus dir machen, wie unser vatter thuet.“ Der ander antwurt: „Ja, wen du mir nit wellest wee thuen.“ Und als im das vom brueder versprochen, da legt er sich nider. Der ander facht an und sticht; do ist der jung auch nit unbehendt, zuckt ain brottmesser und schneidt dem andern die gurgel ab, das sie gleich baide uf der stett bleiben. Die muetter, die auch ain jungs kind, ein kneblin, badet, die lauft dem geschrai zu, befindt den jammer und baide

knaben in zugen ligen, eilt wider zum jungen kind, das war schon auch ertrunken. Da fallt sie in soliche verzweiflung, das sie an ain girtel sich erhenkt. Der man kommt gleich hiernach ins haus, rueft der frawen, sie der ursachen des grossen unfals zu befragen, sucht sie damit allenthalben im haus und findt die nach langem erhenkt und todt. Darab nimpt er ain sollichen kommer, das er in einer onmacht niderfelt und vor laidt stirbt. Das alles bleibt biss an dritten tag verschwigen, dann das haus beschlossen, iedoch wardt von den nachpurn, so tags, so nachts, ein grosse ungestime im haus gehört. Wie das des freundtschaft furkompt, brechen sie ins haus und finden den jammer. Das verkundten sie dem bischof. Der verordnet, in der sach fleissige nachforschung zu haben, und bewilliget darneben, so etwar were, der dieser verloffner sachen übelthätter und stifter grundlichen konte offenbaren, dem wellte er die böst pfrondt, so selbiger zeit ledig, sein lebenlang übergeben. Wie das der messner in selbigem flecken vernimpt, berueft er den bösen geist zu sich. Der erscheint im und macht ain pact mit ime, so er ime die thatt eröffnen und zu der pfrundt helfen werde, so well er mit leib und seel sich im ergeben. Der bös gaist verprucht im das, befilcht im darauf,

er soll unverzogenlich zu der obrigkait geen, so weel er im beistendig sein und einsprechen, was er reden solle. Das thuet der messner, und wiewol er vorhin gar wenig kont, so erzellt er doch den handel offenlich durch nachvolgende carmina:

Fervex et pueri, puer unus, nupta, maritus
Cultello, nimpha, fune, dolore cadunt.

Die Familienähnlichkeit zwischen dem Inhalte dieser Erzählungen und Brevio's Novelle II ist eine so unzweifelhafte und schlagende, daß man auf den ersten Blick die deutschen Berichte mit dem wälschen ganz und gar für identisch zu halten geneigt und kaum versucht ist, die Punkte in's Auge zu fassen, in deren Angabe die deutschen Berichte sowohl unter sich selbst als von Brevio's Novelle II abweichen.

Diese Verschiedenheiten, so unwesentlich sie erscheinen mögen, verdienen gleichwohl in Erwägung gezogen zu werden.

Als Schauplatz der Begebenheit wird hier Hechingen in Schwaben, dort ein Städtchen im Stift Bremen, von Brevio eines der Schlösser des Vicariats von Sinigaglia in der Mark Ancona angegeben.

Zu Hechingen wird die Begebenheit nach der etwas undeutlichen Angabe der Chronik als gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts vorgefallen anzunehmen sein; für das Ereigniß im Stift Bre-

men wird circa 1520 als Zeitbestimmung angegeben; bei Brevio fehlt diese letztere gänzlich.

In den beiden deutschen Berichten ahmen die Knaben spielweise das Handwerk ihres Vaters nach, der zu Hechingen ein Kalb, in dem Städtchen des Stiftes Bremen ein Schwein schlachtet. Bei Brevio gerathen die beiden Brüder in Streit eines Lammes wegen, das der jüngere wider den Willen des älteren abkehlt.

Bei der Geschichte, die von Hechingen erzählt wird, bleiben die Mutter und der Brudermörder am Leben, wogegen bei dem Vorfalle, der von dem Städtchen im Stift Bremen berichtet wird, wie in Brevio's Novelle II, Niemand von den Betheiligten die Katastrophe überlebt.

Brevio verschmäht es auch nur anzudeuten, wie er, wie überhaupt Jemand zu der genauen Kunde des Vorfalls gekommen sei, den er in seiner Novelle II berichtet; bei der Erzählung, die zu Hechingen spielt, sind natürlich die Ueberlebenden als Berichterstatter anzunehmen, während bei jener von dem Städtchen im Stift Bremen ein pfründegieriger Meßner durch einen Pact mit dem Bösen befähigt wird, das Räthsel des grauenhaften Ereignisses mit einem lateinischen Distichon aufzulösen, eine so sagenhafte Wendung wie der Proceß des Hechinger Brudermörders, der durch die Wahl des Apfels zu Gunsten desselben entschieden wird. Was aber jenes Distichon

betrifft, so muß nebenbei bemerkt werden, daß in demselben Fervex offenbar statt Vervex verschrieben ist, Vervex selbst aber, da in dem Berichte nur von einem Schwein, nirgends von einem Hammel die Rede ist, statt Verres verschrieben sein dürfte.

Wenn nun die Frage in's Auge gefaßt wird, ob bei der auffallenden Aehnlichkeit, die zwischen den deutschen Berichten, namentlich jenem, der als Schauplatz des Ereignisses das Städtchen im Stift Bremen angibt, und Brevio's Novelle II besteht, anzunehmen sei, daß Brevio aus den deutschen Quellen geschöpft habe, oder umgekehrt diese aus Brevio, so ist die Beantwortung derselben eine sehr schwierige. Brevio's „Rime e prose volgari“ sind zu Rom 1545 in Druck erschienen; die Abfassung der Zimmerischen Chronik durch den Grafen Froben Christoph von Zimmern und dessen Geheimschreiber Hanns Müller fällt beinahe in die selbe Zeit, nämlich in das fünfte und sechste Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts; allein sie wurde aus älteren Familienurkunden und Aufzeichnungen, die aus viel früheren Zeiten herrühren, zusammengetragen, und ist daher gegenüber von Brevio's Berichte jedenfalls als die ältere Geschichtsquelle anzusehen, wie denn auch die jetzt hier mitgetheilten Erzählungen, ganz abgesehen davon, daß eine derselben die bestimmte Zeitangabe circa 1520 enthält, sich durch ihre Verquickung mit Sagenhaftem und Wunderbarem als ältere Nach-

richten documentiren. Daß also die deutschen Berichte aus wälschen Quellen geschöpft hätte, kann durchaus nicht angenommen, wohl aber muß die Möglichkeit zugegeben werden, daß, ohne auf die Feldzüge nach Italien, an denen die Herren von Zimmern Theil genommen, oder auf deren Fahrten nach dem heiligen Lande ein besonderes Gewicht zu legen, bei diesen oder andern Gelegenheiten jene sagenhaften Berichte aus Deutschland nach Italien gelangt, und dort heimisch geworden seien. Dafür aber, daß dies wirklich der Fall gewesen, liegt nirgend ein überwiegender Grund vor, und Möglichkeit gegen Möglichkeit gehalten, ist es eben so wahrscheinlich, daß beide die deutschen Berichte wie der wälsche aus einer gemeinsamen ältern, vielleicht in der Heimath des arischen Volksstammes zu suchenden Quelle geschöpft haben, denn daß die Sage eine Wanderpflanze ist, deren Samen wunderbar fortwuchernd plötzlich zu den verschiedensten Zeiten und an den entlegensten Orten in Halme und Blüthen schließt, darüber liegen so viele thatsächliche Beweise vor, daß es einer näheren Begründung dieser Ansicht wohl nicht bedarf.

Wenn aber auch die Frage, aus welcher Quelle Brevio hier Novelle II geschöpft, nicht wohl endgiltig zu entscheiden ist, so ist dafür doch das Eine gewiß, daß diese Novelle II nicht als eine irgend einer Chronik oder mündlichen Ueberlieferung nach-

erzählte Anekdote zu betrachten ist, sondern daß sie den beiden sagenhaften Berichten der Zimmerischen Chronik als eine Erzählung gegenübersteht, bei deren Abfassung eine Künstlerhand bewußt und absichtsvoll gewaltet hat. Dafür sprechen einerseits die Kürze und entschieden absichtliche Gedrungenheit des Stiles und der Ausdrucksweise, gegenüber der naiven und anspruchslosen Geschwätzigkeit der deutschen Berichte, und anderseits zwei Momente, die in Brevio's Novelle zu bemerkbar hervortreten, um übersehen werden zu können. Erstens erscheint in der Zimmerischen Chronik als die natürliche und den gegebenen Verhältnissen ganz naheliegende Veranlassung der Katastrophe der Nachahmungstrieb des einen Knaben, der das Gewerbe des Vaters zum Scheine an dem Bruder üben will, und ihn, aus dem Spiele Ernst machend, wirklich hinschlachtet, wie jener das Kalb oder das Schwein. Brevio kann aber bei seiner Tendenz, in seinen Novellen die Erbärmlichkeit des menschlichen Lebens herauszustellen, dies natürliche und unschuldige Motiv als erste Veranlassung zur Katastrophe nicht brauchen; er greift tiefer; nicht kindischer Unverstand, nicht das blinde Walten eines unglücklichen Zufalls, sondern der angeborne, oft schon im Kinde so deutlich hervortretende Hang zum Bösen, zur Rechthaberei, zum Neid, zur Eifersucht, zur Gewaltthätigkeit, diese Nachtseiten der menschlichen Natur bilden in der

Novelle II, noch mehr aber in der Novelle III, den Ausgangspunkt seiner Erzählungen, und er thut auf seinem Standpunkte auch ganz recht, gleich von vorne herein diesen Grundton anzuschlagen, denn daß es nicht blos seine äußeren Verhältnisse, nicht blos die nachtheiligen Einflüsse ungünstiger Zufälle, sondern vor allem die körperlichen und geistigen Anlagen des Menschen sind, die in der Rückwirkung auf ihn selbst und in der Wechselwirkung mit Andern sein Leben zu einem elenden und erbärmlichen machen können und machen, wird wohl Niemand in Abrede stellen wollen. Das zweite Moment, das hier in Betracht zu ziehen kömmt, ist der schon früher hervorgehobene Umstand, daß Brevio bei der unbedingtesten Objectivität der Darstellung sich doch jeder Andeutung enthält, in welcher Weise die Begebenheiten, deren Bild er vor uns aufrollt, und die Motive, aus welchen sie hervorgingen, ihm selbst bekannt wurden, und überhaupt irgend Jemand bekannt werden konnten. Man würde Brevio zu nahe treten, wenn man ihm nicht zutraute, daß er ein wenigstens ebenso gutes Auskunftsmittel, dieser Schwierigkeit zu begegnen, hätte finden können, als die in den Berichten der Zimmerischen Chronik in Anwendung gebrachten; auch an einer Vergeßlichkeit von seiner Seite ist nicht zu denken; im Gegentheil, er hat bewußt und absichtlich jeder auch der geringsten Aufklärung in dieser Beziehung sich

enthalten, und lieber von dem kunstunkundigen Leser den Vorwurf, seine Erzählung verliere allen realen Boden, weil alle Vermittlung zwischen dem Berichteten und dem Berichterstatter fehle, hinnehmen, als den Eindruck der von ihm dargestellten Begebenheiten durch ein interesseloses Anhängsel über die Art und Weise, in welcher die Kunde derselben überliefert worden sei, abschwächen wollen. Hebbel, offenbar von derselben Ansicht geleitet, hat in seiner Novelle „Die Kuh" denselben Weg eingeschlagen, und kein echter Künstler wird anstehen, wenn nicht beide zu vereinbaren sind, einen Theil der gemeinen Wahrscheinlichkeit aufzuopfern, um den geistigen Inhalt seines Werkes um so einleuchtender hervortreten zu lassen und dessen Gesammteindruck zu verstärken.

Friedrich Halm's sämmtliche Werke.

Inhalt der 12 Bände:

Band 1. Gedichte.
„ 2. Griseldis. — Der Adept. — Camoens.
„ 3. Imelda Lambertazzi. — König Wamba. — Ein mildes Urtheil.
„ 4. Die Pflegetochter. — König und Bauer. — Der Sohn der Wildniß.
„ 5. Sampiero. — Eine Königin. — Donna Maria de Molina.
„ 6. Verbot und Befehl. — Der Fechter von Ravenna.
„ 7. Neue Gedichte. — Charfreitag.
„ 8. Iphigenie in Delphi. — Vor hundert Jahren. — Wildfeuer.

Nachlaß,
herausgegeben von F. Pachler und E. Kuh.

„ 9. Neueste Gedichte.
„ 10. Begum Somru. — Ein Abend zu Titchfield. — John Brown. 1. Akt. — König Wamba. 2. Akt.
„ 11. Erzählungen I.: Die Marzipan-Lise. — Die Freundinnen. — Das Haus an der Veronabrücke.
„ 12. Erzählungen II.: Die Marquise v. Quercy. — Das Auge Gottes. — Zwei Aufsätze über Brevio's Novellen von der Erbärmlichkeit des menschlichen Lebens.

[illegible]

[illegible]

[illegible]